

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 43

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Werner Streletz Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Ralph Köhnen



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 43

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und der
LWL-Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 43

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Umschlagfoto: Brigitte Korber

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2013 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-8498-1019-1
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Erwachen	7
Erinnertes von Anfang an	
Der Schmächtige	8
Das ist der Mann	9
Ich fühl mich stark	10
Der kleine Junggeselle	11
Treibende Laternen	12
Guilty – Schuldig	13
Requiem	14
Erinnertes	15
Vorahnung	17
Von Schwankenden und seltsam Entschlossenen	
Der meist Übersehene	19
Die drei Alter eines Mannes	21
Lähmungserscheinung	22
Grillen	23
Trommeln	26
Der Fund	27
Lauscher an der Wand	31
Kleine Autos	32
Tief in mir drinnen	
Hotel	35
Abenteuer	36
Abenteuer II	37
Kirmes	38
»Ich bring mich um!«	42
Garten	43
Innere Sicherheit	44
Fisseln	44
Ohne Worte	44
Frostige Flächen	45

Leer	45
Mal wieder allein, natürlich	46
Holster	47
Als ich mal auf der Straße neben einer Frau	47
Letzte Strophe	48
Eisenmann und andere Gestalten	
Notiz aus der Familie	51
Figaros Ende	52
Der ewig Blaue	52
Spazieren	53
Eisenmann oder Geschichte einer	53
Selbstbestrafung	
Kurt	65
Wieder so ein Morgen	66
Florian	67
Für E.A. Poe	72
Flippern	73
Volkers Lied der Nibelungen	74
Mankurt oder Die späte Rache eines Schülers	84
Drei Romane – Leseproben	
Industriebrache	104
Sprung von der Brücke	108
Theater in der Kneipe	118
Der Antiquar	133
Trinn	140
Journalistisches – Feature	
Der letzte Tag oder Roll over Beethoven	145
Amiens oder Die Welt der Arbeit	153
Ausklang	
Mal nichts Zermürendes	160
Nachwort	162
Textnachweise	174

Erwachen

*Der Schrei
Auf flimmerndem Kopfsteinpflaster
Die Dunkelheit
Sich näher drängt
Stößt knarrende Stemmeisen
Durch die Pokale
Der Wärme*

(1969)

Erinnertes

von Anfang an

Der Schmächtige

Den Schmächtigen haben sie immer
'nen Weichling, Feigling genannt
Sein Vater, die Brüder
Schwestern und Freunde
Eines Tages wurde ihm das zu viel
Er verbrannte seinen Plüschbären
Und verscharrte seine Puppe
Und schloss sich
Fünf Rowdys an
Doch schon beim ersten
Automatenknack mit denen
Versagte er
Versuchte er den Burschen
Das Verbrechen auszureden
Die schlugen ihn zu Bruch

Der Schmächtige schleppte sich
Zum Grab seiner Puppe
Grub sich bis an
Die kühle Plastikhaut

Als das Blut zwischen
Seinen Zähnen hindurch
Auf ihren verbeulten
Körper tropfte

Fühlte er sich zu Hause

Das ist der Mann

Das ist der Mann
Der schon mittags blau ist
Das ist der Mann
der dreimal aus der Kneipe fliegt
Der dreimal wieder reinkommt
Das ist der Mann
Der die Weltmeisterschaftself von Bern
Auswendig hersagen kann
Der sie jedem sagt
Der's nicht hören will
Das ist der Mann
Der jeden grüßt
Den jeder zurückgrüßt
Nur, um ihn loszuwerden

Und alle in der Kneipe fragen sich
Wie er das wohl bezahlen kann
Das viele Bier

Und keiner sieht ihn
Wenn er nüchtern ist
Und jämmerliche Tränen heult
Und 'ne müde Fliege
Die über den Tisch kriecht
Mit dem Finger zerquetscht
Und Angst hat
Dass das Tier sich
Rächen könnt

Ich fühl mich stark

Wenn man in der Kneipe
Einen der Schläger anschaut
Fragt der einen sofort
Ob man was von ihm will
Schaut man niemanden an
Kommt bestimmt schon bald
Einer von ihnen zu einem hin
Und fragt, ob man ihm
Einen ausgeben will
Brenzlig wird die Lage auf jeden Fall
Mich haben sie schon dreimal
Durchgeprügelt
Ich bin trotzdem immer wieder
In die Kneipe hinein
Jetzt tun sie mir nichts mehr
Ich werde nicht mehr
Für voll genommen

Nun darf ich zuschauen, wenn sie
'nen anderen durchprügeln
Das macht mir Spaß
Dabei fühle ich mich stark
Ich fühle mich dabei als ihr
Verbündeter

Der kleine Junggeselle

Der kleine Junggeselle
Mit den großen Ringen unter den Augen
Sitzt an der Theke
Täglich von fünf Uhr nachmittags
Bis nachts um eins
Seit seine Mutter gestorben ist
Meist stiert er nur vor sich hin

Später sagt er
Dass da 'n Mädchen was für ihn übrighat
Und er weiß
Dass das Mädchen da nichts für ihn übrighat
Doch er sagt trotzdem
Dass da 'n Mädchen was für ihn übrighat
Denn wenn er das sagt
Fühlt er sich wohl
Und dann gefällt ihm
Die dicke Wirtin hinterm Tresen
Doch das erst nach dem zwanzigsten Bier

Irgendwann geht er
Auch nach Hause
Wenn er in das kalte Kissen sinkt
Atmet er kräftig aus
Und erfreut sich an dem Gedanken
Keine großen Probleme zu haben

(1997)

Treibende Laternen

Brüchige Schatten
Schütterer Haarkränze
Verkrampfte Mundwinkel
Treiben in der kalten Lichtkrone

Und im Winter
Prügeln die ihren Goldfisch
Nur, um etwas zu tun
Stechen sich in den Handballen
Nur, um es bluten zu sehen
Frierender Wind
Treibt schmierige Hüte
Durch ihre verkratzten Wohnungen
Der Wind röchelt
Ein Asthmatiker
Bittere Tablette, stündlich
Zerstoßen
In einem rostigen Regenschirmständer
Rollen von ihren gekrümmten Rücken
Fleckige Zuchtperlen
Auf der Erde
Zerstampft
Ausgepustet
Geistern durch die
Schrägen Häuserschluchten
Suchen ihre verbeulten Kotflügel

(1969)

Guilty – Schuldig

Sind wir Pferde
Die treu den Gemüsekarren ziehen
Wenn Blitze durch die Haferkiste zucken?
Sind wir Bäume
Die mit dem Wind einen Singsang säuseln
Wenn an den Wurzeln Biber nagen?
Sind wir Ascheneimer
Die genüsslich gähnen
Wenn man Dreck in sie hineinstopft?
Sind wir Lastwagen
Die unbekümmert brummen
Wenn sie zum Schrottplatz gefahren werden?

Es geht darum
Dass ich dann hinaustrat
Und den Massen demonstrierender Pappkameraden
Eine Kusshand zuwarf
Es geht darum
Dass ich das Knattern
Der Maschinengewehre hörte
Meine Hand wurde zum Verbotsschild
Heute ist sie ein Sieb
Es geht darum
Dass ich Wattebäuschchen
Unter die Menschen pustete
Es geht darum
Dass ich gläserne Wände erstellte
Die niemanden vor gierigen Blicken
Bewahrten

Etwas geschah:
Ich verirrte mich in eine stille Landschaft
Sprang das Pferd mich an
Hufe prasselten

Mich würgte der Baum
Mit stählernen Ästen
Ascheneimer bissen
Waren wütende Maultiere
Schmerzende Reifenspuren
Der Lastwagen
Auf meiner Bauchdecke

Sie alle taten recht
Guilty – Schuldig
Vibrierte es in mir

(1967)

Requiem

Er liebte es
Heiße Kastanien zu schälen
Der Schmerz auf den Fingern
Konnte ihm nicht gefährlich werden

Er liebte
Das Geschrei der Kinder am Strand
Obwohl es ihn störte
Der Wind von den Dünen
Blieb weiterhin angenehm

Zu Hause
Zupfte er an seinem Pullover
Und blies kleine Wollwolken durch das Fenster
Steckte die Hand in die Tasche
Zog sie wieder heraus
Nur
Um etwas zu tun
Grüßte er

Fürchtete er
Zu beleidigen

Lachte er
Lachte er nur
Über sich selbst

Einmal glaubte er
Das Geräusch
Eines herannahenden Autos
Könnte ihn wie ein Pfeil
Durchdringen

Da hatte er
Nicht mehr lang
Zu leben

(1984)

Erinnertes

Ich habe die Freunde meiner Kindheit
Danach nie wiedergesehen
Die Wohnungen meiner Verwandten
Nicht mehr besucht
Weiß nur noch von jenem Onkel
Der mir zur Begrüßung
Stets schmerzhaft die Hand drückte
Nachdem ich ihn einmal
Beleidigt hatte

Die Türklingel übertönt heute
Den ersten Schmerzensschrei
Als Blut aus meinen Ohren floss
Und der Unglücksfahrer mich

Niemals im Krankenhaus besuchte
Nur Stille kann manchmal noch sein
So still wie jener
Wortkarge Nachbar
Der lieber mit den Händen sprach
Und Stühle niemals rückte
Sondern immer etwas an hob
Ich verlor ihn sehr ungern
Als ich später
Meine neue Hausnummer wusste

An Plakatwänden suche ich
Nach vertrauten Vornamen
Stecke mir keine Schlagzeilen
Mehr hinter den Spiegel

Betrete ich einen Park
und sehe dort Plastikförmchen
Im Sandkasten liegen
Wünsche ich mir
Mich daran erinnern zu können
Wann sie hier
Vergessen worden sind

(1984)

Vorahnung

Nachts bleibt immer etwas übrig
Vom Duft des Terpentins hinter der Schrankfront
Den Stühlen
Die verkehrt herum an den Tischen lehnen
Und dem leichten Krampf in der linken Hand
Den er auch durch heftiges Schütteln
Nicht abstellen kann

Er bunkert Kohle im Keller
Und poliert den Schürhaken
Versteckt die Zeitungen hinter dem Kühlschrank
Und isst wieder viel zu wenig
Ruft wiederum niemanden an
Auch ihn würde ein Klingeln jetzt stören

Später öffnet er einem Kind die Tür
Das seine Wohnung durchkreuzt
Und im Hof nach Katzen sucht
Um mit ihnen den kommenden Tag zu bereden

Da glaubt er
Nun doch etwas gehört zu haben
Und weiß nicht
Woher er die Ruhe nimmt
Bedächtig in alten Fotoalben zu blättern
Um falsche Jahreszahlen zu berichtigen

(1992)

*Auf der Kirmes ist immer alles knallbunt
Doch diesmal war das Grün giftig grün
Das Rot blutrot
Das Schwarz todesschwarz
Das Weiß leichenweiß
Das Gelb wie das gelb von einem fauligen Ei
Und im Blau tobte ein gefährlicher Sturm
Und der Mann an der Raupe
Las über Lautsprecher einen Text
Bei dem nach jedem Satz
Eine Festnahme fällig war*

*Diesmal war ich froh
Als die Kirmes weiterzog*

Von Schwankenden und seltsam Entschlossenen

Der meist Übersehene
taucht überall auf:
im Konzert
bei Vernissagen
im Theater
und in der Pause
verspricht er Zufallsbekanntschaften
über sie einen Bericht zu schreiben
für die Zeitung
obwohl er nur Abonnent ist
fast immer bleibt er so lange
bis er hinauskomplimentiert wird

Er sitzt morgens als Erster im Cafe'
um jedem Nächsten ins Gesicht zu schauen
Von seinem lichten Haupthaar
fällt ihm ein schmaler, geflochtener Zopf in den Nacken

Als er von der Explosion in einer Fabrik hört
wäre er dort gern der einzige Retter gewesen

Der meist Übersehene
kauft sich kein Handy
damit es schwierig bleibt
ihn zu erreichen



*Horst Dieter Gölzenleuchter, Cover-Holzschnitt zum Buch
»Ruhestörende Stille«*

Die drei Alter eines Mannes

Noch jung
Ruft er mich nachts an
Und bittet um Rettung
Von einem Stammtisch konzentrierter Dummheit
»Geist registriert
Verstand resigniert«
Wo er denn sei, frage ich
»Sag ich nicht«
Sagt er

Als gestandener Mann
Will er plötzlich Frau und Kind verstoßen haben
Um die Freiheit der Verzweiflung zu spüren
Was ich davon halten würde
Will er wissen
»Weiß nicht«
Sag ich
Denn er gilt als jähzornig

Älter geworden
Schlurft er durch Kleingärten
Und gibt über die Hecken hinweg
Tipps für die effektivste Unkrautvernichtung
Besser zufrieden als glücklich
Sagt er
Und fühlt ich am wohlsten
Wenn er pleite ist

Wo er sich heute aufhält
Sag ich nicht

Lähmungserscheinung

Als ich
Ein Verlassener
Auf der Küchenbank rumhänge
Sagt meine Mutter:
Was ein Mann braucht
Findet er doch an jeder Straßenecke
Eine Frau hat es da schwerer
Besonders wenn sie eine Hexe ist
Wie deine Verfllossene

Und mir
Fällt jener Behinderte in der Familie ein
Dem seine alten Eltern
Alle paar Monate eine Hure ins Haus bestellen
Damit nix Schlimmes passiert

Als ich später
Im Stadtpark spazieren gehe
Radelt ein Ehepaar vorbei
Und spricht von Lähmungserscheinungen
Unter denen irgendjemand zu leiden hat

Eigentlich
Passt alles zusammen
Denke ich
Und schöpfe daraus erste Hoffnung

(2002)

Grillen

Hommage an die »Nachtwachen des Bonaventura«, 1804

Nach Mitternacht schaue ich kaum noch von der Verkaufstheke auf, nehme einen Pappteller vom Stapel, drehe ihn etwas in der Hand, um ein Gefühl für ihn zu bekommen, und packe die Haxe drauf. Das Sauerkraut daneben, das meist wie unappetitliches Lametta über den Rand hängt. Wenn die Kunden zugreifen, fällt ihnen nicht selten die neben das Fleisch gelegte Gabel zu Boden. Ich reiche ihnen eine neue, hebe – wenn ich glaube, dass es keiner sieht – die im Staub liegende Gabel wieder auf, streiche sie an meiner Schürze ab und ordne sie wieder neben die Teller.

Die Hitze, der Dunst, das Getöse der Blaskapelle, all das erschlägt mich fast. Ich schwitze wie Sau, und einige der Frauen mit den mütterlich dicken Oberarmen hätten mich sicherlich gern an ihre beträchtliche Brust gedrückt. Ich muss gestehen; es würde mir wohltun, mir, dem Dichter, dessen Verse in alten Kladden verstauben.

Ich fühle mich einsam in diesem Gewimmel, das erst er stirbt, wenn die letzte Papiertischdecke zerrissen ist und der König auf dem Thron, einem grobgezimmerten Holzpodest, die letzte Runde auf das Wohl der verbliebenen drei ausgibt. Dann verspüre ich, der King of table waters, ein Bedürfnis nach den abgestandenen Bierneigen, um mir jene Übelkeit und jenen Stumpfsinn zu erlauben, um den ich im Laufe des Abends so manchen beneidet habe.

Jetzt ist die letzte Haxe verkauft, und ich kann Kunden nur noch die Bratwürstchen nebenan empfehlen. Bei Elli. Die Zeit der Spezialitäten ist vorbei, und wenn ich durch das schmale Zeltfenster nach draußen auf die kleine, schon abgeschaltete Kirmes schaue, erkenne ich betrübt: Auch der Himmel zeigt keine Lichter mehr.

Es beginnen die Stunden, da ich mir nicht vorstellen kann, dass irgendwelche der Männer und Frauen, die an den Tischen gelegentlich mit ihren Stühlen wippen, irgendwann zu einem flotten Ausflug in die Sommerfrische aufgebrochen sein könnten, weit blickend, den Duft der Natur tief einatmend. Hier, der Bretterboden unterm Zeltdach, besonders dann, wenn sie sich auf der Tanzfläche merkwürdig linkisch anfassen, scheint mir der einzige Ort des Vergnügens zu sein, an den sie sich, am Morgen auf dem schlammigen Kirmesplatz stehend, sehnsüchtig erinnern. Und die Tage vergehen blitzschnell und ohne Spaß.

Wie gern würde ich sie begleiten, ihnen das Glück der Losbuden und das rasante Lebensgefühl des Cortina-Bob versprechend, ihnen einige meiner Verse zuflüsternd. Doch keiner will meine Verse hören, und mancher riet mir schon, stattdessen Werbetexte zu verfassen. Ich lächelte den wohlmeinenden Gesprächsfreund an und sagte: Mir sind vergessene Gedichte lieber. Da verlangte er die Haxe mit besonders viel Senf und bedeutete mir: Diese Nächte benötigen keine Gedichte. Und wie auf ein Zeichen erklang von der Kapelle ein Tusch, doch der galt nur dem Sieger der Tombola und nicht uns. Ich glaubte, einen gefühligen Bruder getroffen zu haben, doch er wehrte nur ab: Ach, was man so alles daher erzählt.

Ich sehe den einsamen Tänzer, der sich mit der Bratwurst in der Hand in den Hüften wiegt, aber schon lange nicht mehr bemerke ich jene kleine Frau, die sich ständig kämmte, weil sie einmal zum Hofstaat gehören wollte. Was nie klappte. Ihre Fingernägel lackierte sie immer rot, obwohl sie ansonsten keine Schminke trug.

Und dann die Runde der vier Kollegen vom Bautrupp, die untergehakt miteinander schunkeln, besonders dann, wenn Marschmusik gespielt wird. Ich höre ihre zotigen Schüttelreime, und mich schmerzt es tief im Herzen. Leise flüstere ich meine Verse und steche wiederum viel zu fest in die Haxe, um überflüssiges Fett abzuschneiden. Doch wenn

einer der hastigen Trinker sich am Bier verschluckt, dann möchte ich ihm helfend auf den Rücken klopfen.

Manchmal lache ich mit ihnen, als würde ich damit zeigen wollen: Ich gehöre zu euch! Möglicherweise würde der Umsatz sinken, hätten sie erkannt, dass ich ein verzweifelter Poet bin, dem alle Rohheit eigentlich fremd ist, der mit schierem Überlebenswillen das gegrillte Fleisch anbietet.

Ich würde gern an der Seite des Königs sitzen, wie ein Hofnarr alter Zeiten, und ihn mit klugen und despektierlichen Sätzen erfreuen. Der Gebieter über das Schützenvolk würde mir zulächeln, generös, väterlich. Und seine Kutsche wäre golden und würde ihm gehören, wäre nicht ausgeliehen beim örtlichen Reiterverein. Und sein Hofstaat bestünde aus zerbrechlichen Grazien und nicht aus handfesten Hausfrauen.

Einmal trat der König, den ein prächtiger Schnurrbart zierte, an meine Theke, und ich wollte ihm die schönste meiner Haxen andienen, doch er wünschte, da gerade auf Diät, nur etwas Sauerkraut. Als ich ihn zur Seite bitten, ihm eine kleine Reimerei zustecken will, dreht er schon ab, greift zu einem Krug Bier und verschüttet die Hälfte. Und spreizt beim Trinken nicht einmal den kleinen Finger ab. Obwohl ich eigentlich Feierabend habe, wenn die Haxen verkauft sind, hocke ich fast immer bis zum frühen Morgen neben meinen auskühlenden Geräten. Warum sollte ich allein zu Hause sein und mich mit meinen Versen in den Schlaf murmeln? Dann fällt einer um und wird hinausgetragen. Kurze Zeit sprechen die Umstehenden von ihrem eigenen Tod, obwohl der eine wohl nur ohnmächtig geworden ist. Kreislauf, vielleicht.

Wenn mir ein Schütze in seinem Rausch von verlassenen Stellungen und sterbenden Müttern erzählt, wenn gelegentlich Hände nach meinem Hals greifen, weil mich jemand für seinen Feind hält, Frauen mit heulenden, übernächtigten Kindern durch flatternde Zeltingänge kommen, sogar unter den Holzbänken nach ihren Männern suchen, und

später die ersten Kaninchen an festgetretenen Salatfetzen
knabbern, klappe ich meinen Stuhl endgültig zusammen.
Wenn ich dann aufbreche, um im Schlachthof neue Haxen
zu besorgen, wünsche ich mir, nur mit freundlichem Grü-
ßen meinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Und
ich denke, wenn du jetzt schmerzhaft gegen den Tisch
stolpern würdest, wüsstest du nicht, welchen Fluch du
ausstoßen sollst.

Trommeln

Früher Schlagzeuger im Symphonieorchester
zapft er heute Bier
in einer Kneipe nahe beim Konzerthaus
Werden Deckel falsch bezahlt
fehlt ihm die Lust
sich zu wehren

In den Probenpausen besuchen ihn von nebenan
die Bratsche und die Geige
Sie zählen Komponistennamen auf
und bitten ihn
das Radio leiser zu stellen
um irgendeine Fiedelei zu imitieren
Beim Zuprosten ruft er:
»Auf Lady Music!«
obwohl er weiß
dass das nur ein alter Schlager ist
und erzählt mit Wehmut von seinem Schwächeanfall:
Als er umkippte
mitten im Finale

Wieder allein
trommelt er mit den Fingerkuppen
auf den Nirosta-Stahl der Theke
trommelt

Der Fund

Heute mag niemand mehr Räume, in denen es muffig riecht. Bei der Tante roch es immer muffig. Nie habe ich enträtseln können, woraus sich dieser Geruch zusammensetzte. Stamme er von Speisen, die ich schon nicht mehr kannte, von Reinigungsmitteln, die nicht im Supermarkt zu kaufen waren, sondern die von der Tante nach alten Hausrezepten zusammengemührt wurden? Lagen Kleider in den Schränken mit den gedrechselten Füßen und dem ovalen Spiegel in der Mitteltür, Kleider, deren Geruch mich ahnen ließ, dass mit jenen, die sie getragen hatten, Schlimmes geschehen war, hinter der Toreinfahrt, im Kellergewölbe oder im Krieg? Doch ich hätte nie gewagt, ein Fenster aufzureißen, um zu lüften. Ich befürchtete, damit Entsetzen auf das Gesicht der Tante zu zwingen, eine schützende Hülle zu zerstören. Auch hätte es sein können, dass damit ein Toter in seinem Grab in Unruhe versetzt worden wäre, da der letzte Rest seiner irdischen Gegenwart, sein Körpergeruch in der abgelegten und in den Schränken verstaubten Kleidung, nun wie durch einen Sog verfliegen würde, hinaus in die fremde Kälte des Menschengewimmels draußen.

Die Tante wohnte in der Stadtmitte, und eigentlich hätte man die Bravorufe der den Lebenskampf siegreich bestehenden Passanten bis in die Wohnung hören müssen. Doch die sorgsam gepolsterten Stühle und das abgeschabte Ledersofa standen stets in der Stille, wenn ich die Tante besuchte.

Sie war schon sehr alt am Nachmittag jenes Tages. Wie immer bewegte sie sich bedächtig in einer Art, die nicht von Gebrechlichkeit, sondern von einer Sorgfalt zeugte, die sich in Jahrzehnten gebildet hatte und der kleinsten Geste die ihr gebührende Bedeutung beimaß. Die Tante sagte nie sehr viel, doch an jenem Tag war sie besonders ruhig. Auch schien es mir, als würde sie besonders vorsichtig mit den

Tellern klappern. Sie schob mir den Kuchen herüber und den Kaffee, und Zucker noch in einem hohen Kristallkelch, in dem ein winziger Silberlöffel steckte.

Ich aß den Kuchen, und wenn ein Krümel auf dem Teller zur Seite rollte, glaubte ich ihn überscharf zu sehen, wie das Stückchen eines grobkörnigen Bimssteins. Ich hatte es mir angewöhnt, bei der Tante stets sehr langsam zu essen, so langsam, dass meine Finger, mit denen ich die kleine Gabel zum Mund führte, fast ins Trödeln gerieten.

Da hob die Tante ihre rechte Hand und ließ sie auf die Tischplatte knallen. Ich erschrak, und das Kuchenstück purzelte auf meine Hose, direkt in die Ritze zwischen meinen eng zusammengestellten Beinen. Ich blickte die Tante erstaunt und dann besorgt an. Sie zeigte auf ein vergilbtes Foto an der Wand. Kennst du den da? fragte sie mich. Nach dem lauten Schlag mit der Handfläche wirkte ihre leise Stimme wie ein weit entferntes Echo. Auf dem Bild war ein lachender junger Mann zu sehen, mit streng zurückgekämmtem Haar und einem ausgebeulten Anzug. Ich kannte ihn nicht und ärgerte mich darüber, dass ich nie danach gefragt hatte, obwohl ich das Foto im Laufe der Besuche schon hinlänglich betrachtet hatte. Das ist mein Cousin Oskar, sagte die Tante. Sie hätte in den vergangenen Nächten wieder oft dran denken müssen, auch Alpträume gehabt. Ich glaubte, zum ersten Mal in meinem Leben ganz tief in das Innere der Tante lauschen zu können.

Und es ist doch schon kurz nach dem Krieg passiert, sagte die Tante. Sie bewegte den Kopf wie ungläubig hin und her. Dann sprach sie stockend, und mich erfüllte Freude darüber, dass ihre Redeweise so gar nicht flüssig war, sondern jedes Satzfragment in mir nachwirken konnte.

Nach dem Krieg habe sie noch sehr um ihre gefallenen Brüder getrauert. Einmal sei sie mittags vom Wochenmarkt gekommen, die schwere Tasche in der Hand, und am Straßenrand hätten einige Bengel vor einer auseinandergefalte-

ten Zeitung gegessen. Darauf hätten selbstgepflückte Wiesenblumen und blanke Steine gelegen, die die Bengel den Leuten wohl verkaufen wollten. Und zwischen all dem Kram ein echter Totenschädel. Und darunter zwei Knochen. Wie auf der Flagge der Piraten, sagte die Tante, und ich fühlte Wohlbehagen, dass dieses Stichwort meine Konzentration auf das, was die Tante sagte, nicht schwächte und meinen Sinn abschweifen ließ in irgendwann einmal gelesene Abenteuergeschichten von Störtebeker oder ähnliches.

Die Stimme der Tante klang nun gepresster. Sie sei damals fast durchgedreht, weil sie an die Brüder dachte. Ihre Tasche habe sie runterplumpsen lassen, sei auf die Zeitung zu gerannt und habe wütend den Schädel wegschießen wollen. Doch ihr Fuß sei plötzlich erstarrt gewesen, weil sie Angst gehabt habe, das könnte der Kopf von Oskar sein.

Den hatten die Nazis als Widerstandskämpfer erschossen und dort in der Nähe verbuddelt. Keiner wusste genau wo; denn nach dem Krieg, beim großen Aufräumen, wurden alle an die Wand gestellt, die dabei gewesen waren. In der Turnhalle haben sie danach gelegen, die »Führer, wir folgen«-Typen. Wo früher die Sportriegen zu Befehlen zusammenzuckten, waren sie nun vom eigenen Blut angestrichen, zerfetzt hinterm Hakenkreuz.

Die Tante rannte zur Polizei und rief immer wieder: Das ist nicht mein Cousin! Erst nach einiger Zeit wurde den Beamten klar, was die Tante eigentlich wollte. Sie gingen zu den Bengeln und beschlagnahmten das Gebein. Das hatten diese in einem fast verschütteten Bunker gefunden. Zwischen den halbverkohlten Uniformresten von vielen Soldaten. Doch nur der eine Schädel und die beiden Knochen hatten dort gelegen.

Als die Tante wieder schwieg, zitterte sie. Gebückt und unsicher ging sie zum alten Kohleofen mit den vier Platten, von denen nur noch eine benutzt wurde, und setzte Wasser für eine weitere Tasse Kaffee auf, dessen Duft sich aller-

dings, das hatte ich schon früher bemerkt, nur in kaum spürbarer Weise gegen den allgegenwärtigen Geruch im Raum durchzusetzen vermochte.

In diesem Moment genoss ich den Geruch, der so sehr zu dieser dämmrig erleuchteten Wohnung gehörte. Ich wusste zwar noch immer nicht, woher er rührte. Doch er schien mir Leben zu bedeuten, Leben hinter allen nur möglichen Bergen und Hügeln. Ich wollte nicht mehr hinausgehen und für immer den hohen Kristallkelch mit dem Zucker und dem kleinen Silberlöffel zwischen den Fingern drehen. Da hörte ich von draußen ein Auto hupen und wunderte mich, warum das plötzlich hier oben zu vernehmen war.

Lauscher an der Wand

Komm mal
Hier zur Wand
Lausch mal
In den Raum
Hinter der Wand
Hör mal
Wie er singt
BLUES IN MY MIDDLE NAME
Was das heißt?
Ist so eine Art
Mariechen saß weinend im Garten
Gitarre spielen kann er nur schlecht
Wer das ist
Der da so jammert
Nebenan in der Wohnung?
Weiß ich nicht
Du musst durch's andre Treppenhaus
Um in seine Wohnung zu kommen
Und unser Haus hat acht Etagen
Wenn irgendein Mann nebenan
In der Haustür steht
Kann es der Sänger sein

Alle Männer
Die nebenan wohnen
Haben so traurige Gesichter
Mein ich jedenfalls

Kleine Autos

Ich steh' schon lange
Am alten Auto-Scooter
Auf der Vorort-Kirmes
'n bisschen Kater im Körper
Und erschreck' jedes Mal
Wenn zwei der Wagen
Mit ihren Gummiwülsten
Gegeneinander knallen
Und dann find ich's blöd
Dass ich beim Spiel
Der kleinen Autos
An die Zeitung von heut'
Morgen denke
Drei Tote bei
Auffahrunfall

Ein Mädchen
Das ich noch vage aus der Volksschule kenne
Rammt mit Saft meinen Wagen
Und lacht laut auf und ruft
HALLO
Da finde ich's blöd
Dass die Freude daran hat
Und stoppe plötzlich am Rand
Und finde es blöd
Dass ich deshalb
Die Fahrt abbreche
Ein Scooter schleudert gegen meine leere Karre
Und schiebt sie eine kurze Strecke nach vorn

Auf der Heimfahrt in Bus hoffe ich
Dass der Fahrer sein Handwerk versteht



Werner Streletz, porträtiert von Žarko Radić,

*Wie oft suchte ich tief in meiner Erinnerung
Nach einem abgelegten, doch noch tragbaren Satz
Der mein Innerstes wieder schließen würde
Das offen dalag
Verwundbar
Und wie sehr verwunderte es mich immer wieder
Welch einfache Vokabeln die Rettung bedeuteten*

Tief in mir drinnen

Hotel

Wieder will ich
Irgendwelche Kellner und Verkäuferinnen
Sofort duzen
Um sie aufzunehmen in meinen schmalen Fundus
An Vertrauten

Gefrühstückt am Stahlrohrtisch im Hotel
Morgens am leeren Marktplatz sitzend
Sehe ich einen Mann im grauen Trenchcoat
Das Haar nass, verklebt
Obwohl es nicht regnet

»Wie taufeucht«, denke ich, »wie tränentrunken«
Und lasse ihn entweichen in die Hauptstraße
Nahe einer Litfasssäule
Ein anderer, mit aufrechtem Gang
Später eintreffend
Fingert herum im Abfallkorb
»Glückstrunken«, denke ich
Im Boulevardblatt, gerade gekauft
Das Porträt eines dicken Schauspielers
Der sagt:
»Im Leben ist es wichtig
Sich immer rechtzeitig weg zu ducken«

Als ich um dritten Mal in fünf Tagen
Meinen Zimmerschlüssel verloren habe
Sagt der Hotelwirt zu mir:
»Jetzt müssen wir aber
Auf ihre Kosten das Schloss auswechseln lassen!«
Ich nicke, halte die Hand auf
Und bitte den Wirt um ein
FREILOS
Er versteht nicht

Abenteuer

Ich verhafte mich selbst
Sperr mich weg ins Wohnzimmer
Verurteile mich zum Stillschweigen
Wie bei den Hausarresten früher
Wenn ich vom Hof her
Den Lärm der anderen Kinder hörte
Rieche ich den kalten Duft der Höhensonne
Unter der ich damals liegen musste
Im Gesundheitsamt
Hinterm Vorhang

Ich krame ziellos in Schubladen
Von eigenen Gedanken verwöhnt
Zwing mich zum Essen
– gelegentlich
Besuchen darf mich nur
mein Pseudonym aus Beatband-Zeiten
Die eingelagert sind in Fotoalben
(You really got me)

Ich werde 80 Jahre alt und sterbe doch mit 19
So habe ich oft gesagt
Und mich verletzbarer gemacht
Durch jene, die erwachsen taten
Blutsbrüderschaft verspüre ich nur zu Menschen
Die sich sofort verabschieden
Ich reiche ihnen keine Hand
Um ihnen nicht zu nah zu rücken

Ich schlafe versuchsweise in einer Lederjacke
Die passt nach wie vor nicht zu mir

Je länger ich allein bleibe
Weiß ich

Werde ich später
Draußen
Frecher
Geschwätziger und ungehaltener sein
Ich werde mich Leuten aufdrängen
In der Hoffnung
Abgewiesen zu werden

Die Entfernung zu mir vergrößert sich

Abenteuer II

Als er
Die Treppe zu seiner Wohnung hochsteigt
Will er sich nicht vorstellen
Was ihn dort oben erwartet
Obwohl er allein lebt
Und ihn dort oben nur erwartet
Der Blick über die Dächer ringsum

Doch er
Findet Gefallen an dem Gedanken
Sich nicht vorstellen zu wollen
Was ihn dort oben erwartet
So
Als müsste er sich im anderen Falle
FÜRCHTEN
Vor irgendetwas
Dort oben

Kirmes

Oft stand ich an der Mauer und blickte hinüber zur Kaserne. Der dunkle Platz davor erinnerte mich an eine weite Moorlandschaft, obwohl ein Moor ganz anders aussieht, wie ich später anhand von Fotos in einem Bildband feststellte, den ich zufällig in einem Antiquariat entdeckt hatte. Doch da war ich schon groß geworden, und Plätze jeder Art hatten sich für mich zu eindeutigen Plattformen gewandelt, die man ohne Gefahr betreten konnte. Nur die Angst, mich damit schutzlos einem unbekanntem Hinterhalt preiszugeben, die ist mir geblieben.

Damals jedenfalls glaubte ich fest an die Möglichkeit, unrettbar einsinken zu müssen, wenn ich den heimeligen Schutz im Schatten der Mauer verlassen würde. Der Platz würde mich zunächst mit scheinbar solider Festigkeit täuschen, mich zu zaghaftem Laufen veranlassen, und sich erst dann, wenn ich die Mitte erreicht hätte, als glucksender Brei zu erkennen zu geben, der mich in die Tiefe zu ziehen gedachte. Mir schien die Kaserne unerreichbar zu sein.

In den aus meiner niedrigen Perspektive gewaltig anmutenden, lang hingezogenen Block aus der Kaiserzeit, früher genutzt als Drillstation für angehende Schupos, waren nach dem Zweiten Weltkrieg ehemalige Zwangsarbeiter, die aus dem Osten ins Reich verschleppt worden waren, eingewiesen worden. Meine Schulkameraden und ich, die wir in der Nähe in einem eilig hochgezogenen Nachkriegsbau wohnten, pflegten seinerzeit das Gerücht, in der Kaserne würden die Wanzen von der Decke fallen, und die dort lebenden Kinder zerquetschten sie zwischen den Fingerspitzen oder schoben sie dem nächstbesten Gegner in den Rachen.

Ich stellte mir graue Räume vor, in denen die Familien zusammengepfercht lebten. Statt eines Bildes nur ein Stück abblättrende Tapete an der Wand. Kein Platz für einen Tisch, sondern alle würden beim Essen auf der Bettkante

sitzen, den Teller mit der Wassersuppe auf den Knien. Und an der Decke grinnten die Wanzen, und manche stürzte sich in selbstmörderischer Absicht in den Teller. Doch die hungrigen Kinder erschreckten nicht, sondern schoben mit dem Löffel die Fleischeinlage auf den mehrfach gesprungenen Tellerrand, an dem keilförmig eine Ecke fehlte. Das Treppenhaus stellte ich mir damals noch düsterer vor als die durch ein Funzellicht erhellten Wohnungen. In manchen Etagen würde es sicherlich kein Geländer geben, und wenn man runterschaute, schwindelte es einem. Bestimmt waren unvorsichtige Kinder schon in den Schlund zwischen den Treppenaufgängen gestürzt, danach schwer verletzt oder tot. Und wer aus dem Halbdunkel der Kaserne nach draußen trat, musste zunächst eine Zeitlang hilflos in die Sonne blinzeln.

Neben dem Exerzierplatz stand der ehemalige Pferdestall; damals beliebte Knutschecke, staubig und feucht, für Pärchen, die nur gestört wurden, wenn irgendjemand irgendwas suchte in den Brocken, die irgendjemand hierhergebracht hatte, mit der Karre oder im großen Karton, hierhin in die hölzernen Pferdeboxen, deren Balken so splittrig waren, dass man aufpassen musste, um sich daran nicht zu verletzen. Die Tische, Stühle, Kisten, Schränke, Flaschen, Fliegenklatschen, die ganze wurmstichige Erinnerung an die alte Heimat, hundertmal um- und zur Seite geräumt, flog später geschlossen auf den Müll.

Wir saßen damals gern in diesem Gerümpel, das so viele Geschichten erlebt zu haben schien, fürchterlich schreckliche darunter, sicherlich, doch bestimmt auch wunderschöne. Nicht selten kam Kasimir dazu, einer der wenigen Polenjungen, die mit uns deutschen Kindern etwas zu tun haben wollten. Kasimir verstand unsere Sprache recht gut, und er machte sich dadurch unentbehrlich, dass er aus dem Holz-, Papp- und Eisengewirr im Pferdestall die besten Buden bauen konnte, abenteuerliche Konstruktionen zwar,

die wackelten, wenn man sie unbedacht berührte, die jedoch niemals über uns zusammengebrochen sind.

Ich stellte mir vor, dass Kasimir in dieser Behelfsunterkunft auch übernachten würde, da sie für ihn sicherlich komfortabler wäre als das provisorische Zuhause in der Kaserne. Und während ich mich so in selbstzufriedenem Mitleid für Kasimir erging, erzählte er uns, dass sie tief drinnen in der Kaserne eine Kirmes hätten, einen glänzenden und glitzernden Jahrmarkt: mit Kettenkarussell, Selbstfahrer und Granatapfelbude. Alles, was ihr euch denken könnt, sagte Kasimir. Wir glaubten ihm zunächst nicht, doch als er uns wortreich die Kirmes farbig malte, den Würstchenstand einer anderen Kasernen-Etage zuordnete als das altertümliche Kinderfahrgeschäft, als sich das Treppenhaus zur Rutschbahn und der Keller zum Panoptikum verwandelte, da hatte er uns überzeugt. Wir wollten sofort los, rüber.

Geht nicht, stoppte uns Kasimir. Jetzt sei die Kirmes noch dicht, alles dunkel und unter riesigen Planen verborgen, damit nichts staubig werde. Das sahen wir ein, und dann machte Kasimir den Vorschlag, wir könnten doch für die Kirmes in der Kaserne eine Achterbahn bauen, weiß und blau und mit bunten Birnen all überall. Wir waren sofort begeistert. Vielleicht sollten wir auch noch eine Boxbude oder einen Lotteriestand bauen, schlug ich vor. Das machen wir, das machen wir alles, war die einhellige Meinung. Kasimir sagte, er werde nach dem Mittagessen vor der Kaserne warten, dann könnten wir beginnen. Anschließend gingen wir zu unseren jeweiligen Reibepfannkuchen, Frikadellen oder Erbsensuppen.

Als wir am frühen Nachmittag über den Exerzierplatz liefen, spürte ich kaum Angst davor, einzusinken: erst bis zu den Knöcheln, danach langsam tiefer bis zu den Hüften. Es waren ja Freunde bei mir, die mich 'rausziehen würden.

Vor der Kaserne, neben den ausgetretenen Eingangsstufen, stand Kasimir, traurig. Wir stutzten, fragten, was los wäre. Da sagte er mit leiser Stimme: Wir können gar keine Ach-

terbahn bauen. Wir haben doch keine Hämmer, keine Nägel, keine Bretter. Und plötzlich war uns allen klar, dass Kasimir recht hatte. Wir standen unschlüssig herum, und ich bemerkte den breiten Fleck auf meinem Pullover, über den sich die Mutter sicherlich riesig aufregen würde.

Dann zeig' uns wenigstens die Kirmes, sagte einer von uns. Wir anderen nickten zustimmend. Da drehte sich Kasimir blitzschnell um, die paar Stufen hoch und rein in die Kaserne. Wir nach, doch die zugeknallte Tür klemmte, wir bekamen sie nicht auf. Wütend über den so jämmerlich entschwundenen Kasimir, gingen wir wieder über die Einöde zu den Pferdeboxen zurück. Eine seltsame Melodie klang aus einem Fenster der Kaserne, sicherlich keine Kirmesmusik, sondern langweiliges Geplärre von einer angestaubten Schallplatte. Ach, und der Platz ist auch niemals ein Moor gewesen, dachte ich.

Irgendwann wurde die Kaserne leergezogen. Kasimir, der sich nicht mehr bei uns gezeigt hatte, sei mit den Eltern nach New York ausgewandert, erfuhr ich von einem Freund.

Wenn später allerdings die Kirmes im Ort war, inspizierte ich an den Fahrgeschäften genau die Pfosten und Verstreben, um mir irgendwie den Zusammenhalt der Geräte vorstellen zu können. Ich graulte mich zwar vor der Geisterbahn mit den aufgepinselten Teufeln und Monstern. Doch wenn ich hinter die Bahn trat, löste sich alles auf in fleckige Holzplatten, die durch Stangen und Leisten miteinander verbunden waren. Dann drehte ich nur so zum Spaß die eine oder andere Schraube heraus, die zu locker in der Maserung gesteckt hatte.

»Ich bring mich um«
So hatte er jahrelang gedroht
Den Verwandten
Der Ehefrau
Den Freunden
Wenn ihm wieder mal
Irgendetwas nicht passte

Schließlich nahm das keiner mehr ernst
Und es wäre beinahe so weit gekommen
Dass die Kinder ihm hinterher rufen:
Jetzt will er sich wieder umbringen!
Und alle hätten sie gelacht

Dann ist er
Plötzlich umgefallen
Auf dem Bürgersteig
Und war sofort tot

Manchmal wird ein kleines Kreuz
Am Straßenrand aufgestellt
Wenn dort jemand
Ums Leben gekommen ist

Bei ihm
Wurden dort nur irgendwann
Die Steinplatten ausgewechselt
Gegen andere
Neueren Datums

Garten

Manchmal
möchte ich mit dir
einen Garten anlegen
Wir würden lernen
Wann was gesät
Und wann was geerntet wird

Jeden Morgen würden wir
Die Pflanzen genau begucken
Jede Regung notieren
Tagebuch da drüber führen

Doch dann hab ich Angst
Unsere Freundschaft
Könnt kaputtgehen
Und alles im Garten
Müsst vertrocknen
Und das ganze Wissen
Wär' umsonst

Innere Sicherheit

Wenn ich wieder mal Angst hab
Angst vor irgendwas
Irgendwas find ich immer
Kriech ich abends vor dem Einschlafen
So tief in mich rein
Dass mich irgendwelche zarte Zipperlein
Irgendwo in meinem Körper
Auf die ich tagsüber gar nicht acht
Wie ein heißer Messerstich quälen

Doch das mag ich dann
So tief in mir
Kann mich nicht irgendwer vertreiben
Irgendwohin
In die Kälte

Fisseln

In ihrem alten Mantel fanden sie zwei Bücher
Das eine hieß:
Was ist das Leben?
Und das andere:
Das ist das Leben!

Und einer von den Feuerwehrleuten brummelte:
Wenn du die beide gelesen hast
Hast du keine Probleme mehr
Und dann fasst er sich selbst an die Hand
Als wäre es jemand anderer

Es hatte zu fesseln angefangen

Ohne Worte

Als er sich zu schlapp fühlte
Um sich weiter gegen irgendetwas aufzulehnen
Wanderte er tief in sein Innerstes aus
In der Hoffnung
Dort nichts Bekanntem zu begegnen
Und sehnte sich danach
Nun auf andere
Wie abwesend zu wirken

Frostige Flächen

Ich sehe mich
Über den zugefrorenen Stadtteich laufen
(Betreten auf eigene Gefahr)
Und das Eis unter meinen Füßen
Knackt bedrohlich
Risse schießen durch
die schimmernd-glatte Oberfläche
Die kurz davor scheint
Auseinanderzubrechen
Ich würde versinken
In nasskalter Tiefe

Doch meine Schritte sind hurtig
Todbringende Löcher
Öffnen sich
Wasserüberspült
Erst hinter mir

Am Abend versuche ich
Eisblumen
Die es damals noch gab
Mit meinem Atem
Von der Fensterscheibe
Weg zu hauchen

Leer

Neben ihm
– der am Boden gelegen –
sollen
ein leeres Tablettenröhrchen
eine leere Spritze und

eine leere Flasche Schnaps
gefunden worden sein

Ein beinahe harmonisches Bild
dachte ich
der sich diesen Einfall
sofort verbat
weil niemand wusste
ob es ein
Versehen
Leichtsinn oder
Absicht gewesen war

Und ich erinnerte mich daran, dass er
seine erste selbstgefüllte Silvesterrakete
»Kondom 1« genannt hatte
Zu einer Zeit
da ich dieses Wort
überhaupt noch nicht kannte

Seine Hände wären
nicht verkrampft gewesen
hieß es

Mal wieder allein, natürlich

Ich sitze im fast leeren Zugabteil
Die Augen geschlossen –
Hinter mir raschelt jemand
Mit der Zeitung

Mir ist
Als würde ich zufrieden
Im Bett liegen
Und du neben mir

Blätterst im Morgenblatt
Ich – wie früher
Daheim und sicher

Die Augen öffnend
Mich umdrehend
Sehe ich einen alten Mann

Holster

Gestern
wollte ich zwei Polizisten
die mir zufällig auf der Straße begegneten
die Pistole aus dem Holster reißen
nicht, um damit etwas anzufangen
nur so

Die Polizisten
würden mich missverstehen
sich bedroht fühlen
mich zusammenschlagen
oder vielleicht sogar
– letzten Endes –
erschießen
Ich ging schnell an ihnen vorbei
als hätte ich mir damit
das Leben gerettet

Als ich mal auf der Straße neben einer Frau
zufällig neben einer fremden Frau gehe
und die plötzliche Nähe spüre
wird es mir wacklig in den Knochen

Kann das denn nicht sein
dass ich ihr nun lästig bin
weil ich so wie ein Ehemann
neben ihr her renn
dass ich mich damit zu sehr
in ihr Leben einmische?!

Das will ich nicht

Ich bleib stehen
lasse sie drei Schritte vor
und habe mit ihr
nichts mehr zu tun

Letzte Strophe

Dem normalerweise Vergessenen
Klaffte das Oberhemd weit aus der Hose
Als er wieder gesichtet wurde
Und schon keine Zähne mehr hatte
Beim Festival im Gewerbegebiet
Er fand alle Bands, die spielten
Ekelhaft

Er stammte aus der Zeit
Da Eltern lieber monatelang schwiegen
Anstatt sich offen zu streiten
Mädchen durchs Fenster ins Beatkonzert kletterten
Um der Alterskontrolle zu entgehen
Und gerissene Gitarrensaiten die Finger verletzten
Schwärmte er davon
Auf der Straße von völlig Fremden erkannt zu werden
Arbeitete er in einem Tapetenladen
Wo ich ihn einmal durch den Spalt der
Schaufenstergardine lugen sah
Als wäre es ein Bühnenvorhang
Er wollte sein Zimmer mit Schallplatten pflastern

Drei Ehen, 100 000 DM Schulden!
Protzte der normalerweise Vergessene
Stimmte beides nicht
Statt Gebiss eine Verstärkeranlage gekauft!
Das glaubte ihm jeder sofort

Als er vom Festivalplatz wieder abhaute
Zwischen aufragenden Silos hindurch
Immer weiter weg
Kam es mir vor
Als könnte er in einem Stecknadelkopf verschwinden

Zuletzt hat er nur noch auf der Veranda
Seines Bruders gegessen
Einen Kasten Bier neben sich
Die Lautsprecher Richtung Garten gedreht
Und die Radieschen
Mit altem Rock 'n' Roll beschallt

*Manchmal wechsele ich einen Fünfziger
in immer kleinere Münzen
immer noch mal
ohne etwas kaufen zu wollen*

*Nur
um immer wieder kurz
die Finger der Verkäuferinnen zu spüren
wenn sie mir das Geld rüberreichen*

Eisenmann und andere Gestalten

Notiz aus der Familie

Von vier Brüdern
Sind drei eines natürlichen Todes gestorben
Franz starb an einem Herzinfarkt
Fritz nach dem dritten Schlaganfall
Und Fred ist morgens nicht mehr aufgewacht
Alle drei sind alt geworden

Nur Karl
Der Jüngste
Der hat sich selber umgebracht
Und das war der Beste von allen
Hieß es danach in der Verwandtschaft

Figaros Ende

Ein Busfahrer hat ihn gefunden
Morgens
Als das Licht kaum erst da war:
Den spirrigen Friseur ohne Salon
Mit ein paar Rentnern als Kunden
Die er bei denen zu Hause rasiert hat
Und danach nicht vor die Tür begleitet wurd

Erfroren
Zusammengekrümmt
Wie ein kleines Paket
Das keiner mehr abholt
Auf der Parkbank

Und irgend so ein Schwein
Hatte ihm sogar die Aktentasche geklaut

Die immer unter seinem Arm klemmte
Mit dem Werkzeug drin

Der ewig Blaue

Der ewig Blaue ist tot
Völlig betrunken stieg
Er gestern
durchs geschlossene Fenster
in sein möbliertes Zimmer ein
Weiß nicht, hatte den Schlüssel wohl verloren
Heute Morgen haben sie
ihn gefunden
übers Waschbecken gebeugt
Das Wasser lief noch
Hatte sich wohl an den
Splintern die Pulsadern aufgeschlitzt
Wollte sich wohl das Blut
abwaschen
Ist dabei eingeschlafen
Betrunkene sollen ja
'nen schönen Tod haben
Weiß nicht
Mag sein

Spazieren

Morgens
Wenn sie spazieren geht
Dann hält sie den rechten Arm so
Als hätte sie sich bei ihrem Mann eingehakt
Der tot ist
Nachmittags
Wenn sie zurückkommt

Kauft sie sich an der Bude
Das Handelsblatt
Und klemmt es sich unter den linken Arm
Und denkt
Nun wäre sie er

Eisenmann oder Geschichte einer Selbstbestrafung

Er gehörte zu jener Art von Menschen, die befürchten, umgehend den elektrischen Stuhl besteigen zu müssen, wenn abends die Polizei bei ihnen klingelt und sie bittet, ihr verkehrsbehindernd parkendes Auto in die Nebenstraße zu fahren. In seiner Familie hatte nie jemand etwas mit einem Richter, Staatsanwalt oder Gefängniswärter zu tun gehabt. Ein Polizeiwagen vor der Tür, Uniformierte in der Wohnung, das war für ihn gleichbedeutend mit dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. So galt er in der Familie als ein besonders vorsichtiger Autofahrer, der Streifenbeamten nicht den geringsten Anlass geben wollte, ihn anzuhalten, wobei ihn einer dann mit ernster Stimme nach den Papieren fragen, der andere neugierig und misstrauisch inspizierend seinen Wagen umrunden würde.

An jenem Abend war Geburtstag gefeiert worden, und er hatte sich dazu bereiterklärt, Nachbars Kinder in seinem Auto nach Hause zu chauffieren, Marita und Jochen, lebhaft beide und liebenswert. Sie stiegen ein, er hinters Steuer, die Kinder auf die rückwärtige Bank. Während er in mondloser Nacht nur mühsam den ihm fremden Straßenverlauf erkennen konnte, begannen die Kinder hinter ihm mit einem lauten Spiel, dessen Regeln er nicht entschlüsseln konnte. Durch ihre ausgelassenen Stimmen fühlte er sich behaglich, so, als würde er in einem gemütlichen Zimmer sitzen, in dem gefahrlos mit Bällen geworfen oder den Kindern über die Haare gestrichen werden konnte. Und so

drehte er sich auch spontan um, als Jochen rief: Onkel Klaus, guck mal! Jochen hatte mit zwei Fingern das Gesicht zu einer Fratze verzogen. Er lachte, wandte sich wieder um und sah, dass er sich mitten auf einer Kreuzung befand. Ehe er in irgendeiner Weise darauf reagieren konnte, hatte sich von der Seite ein Laster in den hinteren Teil seines Autos gebohrt. Er hörte hinter sich kurzes Schreien, und der Wagen, den er aus der Gewalt verloren hatte, drehte sich um die Achse und prallte gegen einen Laternenpfahl. Er schlug mit der Schläfe gegen die Seitenscheibe, spürte scharfen Schmerz. Dieser wurde sofort überdeckt durch die Stille hinter ihm. Er riss den Kopf herum, sah das Blech tief ins Wageninnere ragen. Die Kinder lagen regungslos nebeneinander gepresst. Wie sich später herausstellte, war eins schon tot, das andere schwerverletzt. Wann die Polizei kam, was sie ihn fragte, wusste er hinterher nicht mehr.

Der Unfallgegner war vorfahrtsberechtigt.

Seitdem hat er kein Auto mehr angerührt. Es ärgerte ihn nicht, dass er von nun an zweimal die Buslinie wechseln musste, um seinen Arbeitsplatz, das Eisenwerk im Industriegebiet weit vor der Stadt, zu erreichen. Er fühlte sich zu keinem Missmut, zu keiner Beschwerde und keinem Protest befugt, ganz gleich, ob ihn bei der Heimfahrt irgendwelche Schulbuben anrampelten oder ihn ein Rentner zurechtwies, weil er sich in Gedanken und unbeabsichtigt auf den Behindertensitzplatz niedergelassen hatte. Sprach ihn jemand von der Seite an, zuckte er zusammen; trieben irgendwelche Spaßvögel als Klingelmännchen bei ihm ihre Scherze, hätte er seine Junggesellenbude am liebsten wie zu einem Packpaket verschnürt und sich selbst damit auf eine Reise mit unbekanntem Ziel verschickt. Je näher der Gerichtstermin rückte, desto unordentlicher ließ er sein Zimmer morgens zurück und räumte es abends nur notdürftig auf. Kein Wunder, hatte ihm zuvor das Umdrehen des leicht klemmenden Zimmerschlüssels doch schon erhebliche Mühe bereitet. Manchmal deckte er nachts sein Bett

nicht mehr auf, sondern legte sich stattdessen auf ein Bündel gebrauchter Wäsche in der Ecke. Die Zähne putzte er sich allerdings regelmäßig und sorgfältig, da er ansonsten einen fauligen Geschmack im Mund zu erkennen vermeinte, als würde vor dem Gaumen ein Komposthaufen lagern. Kurz bevor er am Morgen der Verhandlung, leidlich ordentlich gekleidet, den Saal des Amtsgerichts betrat, bemerkte er einen langen Riss in seinem rechten Ärmel, wobei für ihn sogleich feststand, dass der Richter, würde dieser mit einem Seitenblick die klaffende Macke registrieren, nur die Höchststrafe für ihn bereithalten könnte. Sich dieses Unsinnns umgehend bewusst werdend, lächelte er nach langer Zeit zum ersten Mal wieder und befürchtete sofort, das könnte ihm falsch ausgelegt werden. Zumal ihn sein Verteidiger dabei erwischte, erstaunt.

Vor dem Richter brach er in Tränen aus, konnte nur schluchzend und stockend das Geschehen am Unglücksabend schildern. Der Verteidiger legte ihm tröstend mehrmals die Hand auf die Schulter. Erst viel später regte sich bei ihm die Sorge, der Richter hätte diese vertrauliche Geste des Verteidigers als abstoßendes Zusammenspiel interpretieren können, um Mitgefühl zu wecken. Das hätte auch auf die prozessentscheidende Bemerkung des Verteidigers zutreffen können, er habe sich mit der Bitte um eine andere Beschäftigung im Eisenwerk schon selbst am härtesten bestraft. Der Richter schaute ihn nach diesem mit einer kurzen Erläuterung verbundenen Verteidiger-Hinweis geraume Zeit nachdenklich an, schien von der ohnmächtigen Trauer des vor ihm stehenden Häufchen Elends überzeugt zu sein und verurteilte ihn milde zu einer Geldstrafe. In Raten abzustottern. Als er sich später vor dem Amtsgericht von seinem juristischen Beistand verabschiedete, sagte dieser: Ist für Sie ja ganz gut gelaufen. Ihm kam dieser Satz entschieden unpassend vor, doch sogleich dachte er: Wahrscheinlich muss ein Verteidiger so reden.

Der glimpfliche Ausgang des Verfahrens linderte seine Seelenpein ohnehin nicht, denn er hatte sich schon seit dem Tag, da ihm das schreckliche Geschehen mit glasharter Wucht zu Bewusstsein gekommen war, zu jener Vergeltung gegen sich selbst entschlossen, die – daran gab es für ihn bisher keinen Zweifel – ein »Lebenslänglich« bedeutete.

Im Eisenwerk, in dem er zuvor als eine Art Hausmeister tätig gewesen war, ohne allerdings einen Putzlappen oder eine Werkzeugkiste anpacken zu müssen, hatte er um die Degradierung zum Lagerarbeiter gebeten. Sein Vorgesetzter hatte ihn zunächst verwundert angeschaut, dann aber zugestimmt, da er die seiner Ansicht nach nicht sonderlich effektive Position des Hausmeisters ohnehin einzusparen gedachte.

Mit den neuen Arbeitskollegen sprach er kaum, sondern sorgte dafür, dass er ständig etwas zu tun hatte. Und während die anderen jede mögliche Gelegenheit für eine Zigarettenpause nutzten, griff er zu: Stahlquader, Säcke mit Siebenzoll-Nägeln, verschraubte Winkel, die beim Wegtragen verkanteten; überlange, geschmiedete Laschen, die ihm beim Niederlegen schmerzhaft aus den Händen rutschten; verbeulte Platten, deren Rost sich beim Wegschleppen in Haarrisse der Haut rieb; Doppel-T-Träger, an denen sich normalerweise drei Lehrlinge einen Ast abhoben. Selten benutzte er Hebevorrichtungen oder zweirädrige Karren, griff stattdessen stets mit beiden Armen tief unter das Eisenteil – und hoch! – so dass er manchmal glaubte, sein Rückgrat bräche in der Mitte faserfrei. Einmal, als der zufällig vorbeikommende Vorarbeiter sein ersticktes Aufstöhnen bei einer solchen Gewaltaktion hörte, meinte dieser zwar, er solle sich nicht selbst unglücklich machen, und fragte, ob er ihm nicht eine leichtere Tätigkeit zuweisen könne, lächelte dabei jedoch, denn der Vorarbeiter mochte Menschen, die erst fünf nach Zwölf aufhören, wenn sie sich etwas vorgenommen haben. Die Bemerkung »Wegen dir

rückt mir noch die Berufsgenossenschaft auf die Bude« war denn auch nicht sonderlich ernst gemeint.

So ersetzte er weiter, Tag für Tag, einen Gabelstapler. Ihn störte nicht, wenn er ein Metallmonstrum an der falschen Stelle auf die Erde wuchtete, weil er eine unkorrekte Anweisung erhalten hatte. Im Gegenteil: Es bereitete ihm ein gewisses Wohlbehagen, weil er sich beim erneuten Zugreifen nicht auf die Gegebenheiten eines anderen Metallklumpens einstellen musste, auf dessen Kanten und Einschnitte, sondern sogar einen gewissen Leichtsinn walten lassen konnte. Doch bereitete ihm diese beiläufige Arbeitserleichterung letztlich einen Hauch von schlechtem Gewissen. Ohne Missvergnügen schleppte er jedenfalls das Material in eine andere Montagehalle, ein spezielleres Magazin.

»Eisenmann« nannten ihn die Kollegen schon bald – oder »Schufter«, wobei für ihn bei letzterem Spitznamen so etwas wie »Schuft« mitklang, als Vorwurf an ihn, fahrlässig für den Tod von zwei Kindern verantwortlich zu sein.

Mit der Zeit wurde sein Bizeps größer, seine Oberschenkel breiter, der Rücken widerstandsfähiger. Die Muskeln auf seinen Schultern wuchsen zu kleinen Hügeln, und der Hals beulte sich zu einem unübersehbaren Stiernacken, so, als wollte sein für die nun massige Gestalt viel zu zierlicher Kopf in den Körper hineinwachsen. Als er beim zufälligen Rundgang über die Kirmes an einer Boxbude das ungeschickt aufgemalte Bild eines Kettenbrechers sah, fühlte er sich diesem sofort eng verbunden. Die äußerlichen Veränderungen störten ihn nicht, hatte er sich jede Art von Gefallsucht doch schon seit langem abgewöhnt, von Eitelkeit erst gar nicht zu reden. Was ihn indessen zunehmend störte, war die Tatsache, wie leicht ihm auch schwerste Arbeit von der Hand ging. Balken wurden zu Strohhalmen, Betonkugeln zu Tennisbällen, von denen er glaubte, sie auf der Nasenspitze balancieren zu können.

Oft saß er in der Ecke und tat gar nichts, da ihn selbst eine normalerweise für den Menschen schier unmögliche Pla-

ckerei nicht stärker beansprucht hatte als das Zusammenlegen unterschiedlicher Papiermaterialien. Die Kollegen sahen ihn zwischen den Gerätschaften sitzen, dachten: Jetzt hat er sich übernommen, und sie schwiegen dazu, denn sie hatten seine freiwillige Mühsal seit langem als hilfreich in den Arbeitsalltag miteinbezogen.

Der federnde Schritt, mit dem er später – sobald er nicht streng darauf achtgab – auch nach schlimmster Fron zu seiner Wohnung zu eilen vermochte, ließ ihn fast angeekelt würgen, sobald er dieses scheinbar dynamische Vorwärtsgleiten bewusst registrierte, wenn er zuvor zum Beispiel flott einem entgegenkommenden Passanten ausgewichen war. Als er in einer solchen Situation auf der gegenüberliegenden Straßenseite einen in grün-weißes Leder gekleideten Polizisten sah, der mit verschränkten Armen und spreizbeinig auf seinem Motorrad saß, verließ ihn kurzzeitig jede Achtung vor der dort repräsentierten Staatsgewalt, und er hätte den Ordnungshüter am liebsten vom Sattel geschubst, nur, um festgenommen zu werden. Doch dann fürchtete er sich vor der Aussicht, in einer Gefängniszelle zu billigem Nichtstun und Müßiggang verurteilt zu sein, verlangsamte seinen Schritt und bildete sich ein, nach des Tages Arbeit nun rechtschaffen müde und ausgepumpt zu sein.

Als er an einem Samstagnachmittag spazierenging und über eine hochstehende Kante des groben Kopfsteinpflasters stolperte und fast hingestürzt wäre, verschluckte er sich beim Bemühen, auf den Beinen zu bleiben, so sehr, dass ihm die Luft wegblieb, und er glaubte, ersticken zu müssen. Er hustete minutenlang, um wieder halbwegs Atem schöpfen zu können. Die kurzzeitige Höllenangst wich schon bald dem Bedürfnis, in Zukunft regelmäßig solche und ähnliche Qual ertragen zu müssen. Wobei ihm sogleich klar war, dass er diese inneren Notstände weder planen noch konstruieren konnte, ohne dass sie ihren Schrecken umgehend verlieren würden. Der Versuch, auf dem Geländer

einer Eisenbahnbrücke zu balancieren, musste ihm deshalb ebenso wie das Überqueren einer dichtbefahrenen Autobahn als ein harmloses artistisches Kunststück vorkommen, brauchbar für Sensationsdarsteller, doch nicht für ihn. Er verwarf derlei.

Saß er daheim in seinem Sessel, gestattete er sich mit der Zeit keine angenehmen Einfälle mehr, mit denen er die eigene Person und das Umfeld in einen sinnvollen Zusammenhang gestellt hätte. Erinnerungen an glücklichere Tage hatte er sich schon seit längerem verboten. Stets, wenn ihn derartige Anwandlungen bedrängten, begann er in Gedanken von 100 an rückwärts zu zählen oder leise das Telefon-Alphabet aufzusagen: A wie Adam, B wie Berta... Oder er schüttete eine Tüte Reis aus, um danach Korn für Korn wieder aufzusammeln. Mit Widerwillen zwar, doch beharrlich. Immer wieder fiel ihm in der Einsamkeit seines Zimmers ein, wie unendlich lang sich die Jahre hinziehen würden, wollte er sie bis zum Tode so bestehen, wie er es sich vorgenommen hatte. Dann schüttelte es ihn kräftig durch, was ihm eine Erleichterung verschaffte, die er sich als eingeseetzte Strafminderung so eben noch erlaubte. Immer stärker empfand er sich, die Hände in eine Wolledecke verkrampft, als blind einher trotten Bullen, als Hornochsen und Monster, angesiedelt irgendwo zwischen einem Rest von Überlebenswillen und ersehnten Auflösungserscheinungen.

Manchmal sagte einer der wenigen Bekannten, die ihm geblieben waren, weil sie seine konsequente Ernsthaftigkeit als Charakterstärke würdigten, er solle sich doch mal wieder etwas gönnen. Dann winkte er ab, und der Gesprächspartner verabschiedete sich danach schon bald, um durch das beharrliche Schweigen, das sich nach solcher Gelegenheit regelmäßig und lastend über die Szene legte, nicht zu Selbstmordgedanken verführt zu werden.

Mal verlief er sich in eine besonders unwirtliche Gegend. Er hatte es sich angewöhnt, in seiner freien Zeit die Innenstadt zu meiden, streifte stattdessen durch die Vororte, an eintönigen Reihenhäusern und mehrstöckiger Zeilenbauweise der Nachkriegszeit vorbei, als einzig bunte Tupfer dazwischen die mit allerlei Zeitschriften behängten Kioske. Sah er davor zwei Rentner stehen, die sich bei einer Flasche Bier unterhielten, wick er sofort in die nächste Seitenstraße aus, unangenehm berührt von so viel Geselligkeit. Gern strich er über menschenleere Industriebrachen und das karg bewachsene Gelände in der Nähe der Zentraldeponie, von der nur die Stimmen der Müllmänner zu ihm herüberdrangen. An diesem Tag hatte er all jene Lieblingsplätze schon besucht, noch keine Lust, wieder heimzugehen, und ließ sich eine Zeitlang gedankenlos treiben, auch auf die Gefahr hin, plötzlich in ein Nachbarschaftsfest zu geraten. Die Straßen, deren Namen ihm schon bald gänzlich fremd waren, wurden immer schmalere und holprigere, den Backsteinhäusern mit den ehemaligen Karnickelställen im Hinterhof schien der baldige Einsturz zu drohen; keine Kinder draußen, wie in solchen Kolonien eigentlich üblich. Weiter unten öffnete sich die Siedlung, noch ein Feuerwehrtich zur Linken, eine Bushaltestelle wenige Meter dahinter, die Straße führte von einer Anhöhe hinab und dann unter einer Eisenbahnunterführung hindurch. Da es keine Bürgersteige gab, ging er mitten auf der Straße. Seit einiger Zeit war ihm kein Auto mehr begegnet. Hinter der stählernen Brücke führte die Straße zu einem großen, an den Seiten hoch von Unkraut umstandenen Platz. Auch aus den Ritzen zwischen den groben Waschbetonplatten der rechteckigen Fläche waren Grasbüschel gewachsen. Rechts und links gingen schmale asphaltierte Fahrspuren ab, die aber – wie er beim Vorbeigehen bemerkte – schon bald im Niemandsland eines unwegsamen Geländes von Gebüsch und Gesträuch endeten. Als hätten sie zu Gebäuden geführt, die seit langem abgerissen waren. Am Ende der weitläufigen Fläche, die auch als

Parkplatz gedient hatte, wie verwitterte Einstellmarkierungen belegten, stand ein langgestrecktes, zweigeschossiges Gebäude mit hohen Fenstern, einer Lagerhalle ähnlich. Eingeworfene Scheiben deuteten darauf hin, dass es nicht mehr genutzt wurde. Welch ein toter Anblick, dachte er. Er näherte sich und sah an der Giebelseite ein Schild mit der Aufschrift »Zum Pausenbrot«, darunter eine metallene Eingangstür, hinter den Holzfenstern daneben weiße Gardinen. Er drückte die Klinke herunter, die Tür öffnete sich. Die Kneipe brauchte, nach modernen Marketing-Überlegungen beurteilt, seit langem eine grundlegende Renovierung. Die Theke war unterhalb der blankgescheuerten Resopalplatte mit Rauputz überzogen, in den eine Seele mit fragwürdigem Stilempfinden bunte Glasbrocken eingelassen hatte, die wie Spitzen kleiner Eisberge aus dem Einheitsgrau hervorstachen. Er hatte eine ähnliche Theke vor vielen Jahren im Partykeller eines damaligen Freundes gesehen. Die blankgewienerten Stahlhocker krönte ein schwarzes Kunstlederkissen, das erschreckend kalt war, wenn man sich draufsetzte. Er bemerkte es mit Unbehagen. Die Keramik-Zapfanlage sollte mit ihrer flächigen Blumenbemalung wohl eine rustikale Atmosphäre vermitteln, die allerdings im Kontrast stand zu den von der Decke baumelnden kleinen Lampen mit den eifarben bräunlichen Stoffschirmen. Die rötlich schimmernden Möbel schienen vom Sperrmüll eines Geschäfts für »english furniture» zu stammen, waren vielleicht Relikte aus besseren Tagen. Der mit kleinen Schubladen und Glastürchen vierteilig gegliederte Schrank hinter der Theke erinnerte ihn unwillkürlich an einen Adventskalender, der allerdings – das war ihm sofort klar – mit keinerlei süßen Überraschungen lockte. Zwei Bilder mit Gebirgslandschaften an der Seitenwand und große Plastikblumen in einem Kupferkrug in der Ecke bildeten den sparsamen Schmuck der Ausstattung. Er war der einzige Gast.

Der Wirt, ein kugelrunder Mann mittleren Alters mit einer schwarzen Lederschürze vor dem Bauch, blickte kurz auf, nahm den Wunsch nach einer Cola entgegen und wandte sich dann wieder seiner Illustrierten zu. Die Zeit verging mit Schweigen. Eine betagte Music-Box enthielt nur uralte deutsche Schlager, wie er bemerkte, als er mit flotten Weisen die Stille durchbrechen wollte. Er setzte sich wieder vor die Theke. Na, wie gehen die Geschäfte? fragte er den Wirt. Der antwortete nur: War schon mal besser, und verstummte wieder. Schnell bestellte er noch eine Cola, weil er befürchtete, dem Wirt mit der nassforschenden Frage vielleicht zu nahe getreten zu sein. Wie automatisch griff der Wirt zu der großen Colaflasche und schenkte nach.

Gerade wollte er bezahlen und gehen, da öffnete sich langsam die Tür, und eine Frau trat ein, etwa Mitte Dreißig, das Haar ungeordnet. Sie schwankte. Wie ein Schipper, dachte er, wobei er mit diesem Vergleich schon deshalb schief lag, weil die Frau eher grazil gebaut war. Ach, du schon wieder, begrüßte der Wirt lustlos die Frau und griff zu einem Pilsglas. Durchgezapft, sagte die Frau, die sich mühsam auf einen der Hocker geschoben hatte. Der Wirt schüttelte verständnislos den Kopf und machte sich an die Arbeit.

Die Frau wandte sich dem neben ihr Sitzenden zu. Ihre Augen flirrten leicht. Er lächelte höflich und leicht bekloffen. Schmunzeln musste er allerdings, als er an ihrem Finger einen Ring bemerkte, in den kein Edelstein, sondern ein kleiner, roter Teddybär eingelassen war. Wie für ein Kind. Sie lächelte zurück und zwirbelte unsicher an einer Haarlocke. Da schien es ihm, als wäre ihr Gesicht nicht so verlebt, wie es im ersten Moment angenommen hatte. Ohne sich von ihm abzuwenden, griff sie seitwärts zum Pils und trank einen Schluck.

Dann beugte sie sich vor und küsste ihn: kein Bützche, wie im Kölner Karneval üblich, kein hingehauchtes Irgendetwas wie die französische Pflichtübung zur Begrüßung, kein

Bruder-, kein Tanten- oder Neffenkuss, sondern ein vollmundiges, kurzzeitig saugendes Ereignis mitten auf seine seit dem Unfall oft unbewusst verkrampften Lippen. Und obwohl der Kuss von der Alkoholfahne umflort war, beglückte ihn die Weichheit der überraschenden Berührung. Die Frau ruckte zurück und wäre fast vom Hocker gefallen. Unüberlegt wollte er sich mit der Hand über den Mund streichen, als gäbe es dort etwas abzuwischen, doch sofort schlug er sich mit der anderen Hand strafend auf die Finger, so dass es schmerzhaft brannte. Dann zupfte er am Saum seiner Jacke, um dadurch den verknitterten, blauen Leinwandstoff herzurichten. Erfolglos, natürlich. Mit Erschrecken bemerkte er die dunklen Ränder unter seinen Fingernägeln und schaute der Frau schnell wieder direkt ins Gesicht, um sie nicht unversehens auf die mangelhafte Maniküre aufmerksam zu machen. Als die Frau unsicher und stockend zu sprechen begann, wollte er sie am liebsten umarmen und tat es dann nicht in der Befürchtung, damit eine warmfließende Erleichterung zu stören, die er in jenem Moment empfand und die vielleicht nicht vertieft werden konnte. Erst nach einiger Zeit verstand er teilweise, was sie ihm zu sagen versuchte. Unter anderem war das die Frage, ob er ihr einen ausgeben wolle.

Überschwänglich wies er den Wirt an: 32 Bier! und wunderte sich, dass diese Bestellung flott über seine Lippen ging, da er normalerweise so bedächtig und in kleinen Schlucken trank, dass die Neigen regelmäßig schal schmeckten. Der Wirt blickte überrascht und fragte dann: Nacheinander? Nein, alle gleichzeitig, lautete die Antwort. Der Wirt stutzte kurz und begann dann, da ihm solch ausufernde Wünsche seiner Gäste nicht völlig fremd zu sein schienen, Gläser auf die Theke zu stellen. Zunächst jene, die vor ihm neben dem Spülbecken auf der Nirosta-Abtropffläche standen. Zwischendurch murmelte er, dass er gar nicht wüsste, ob er so viele Gläser überhaupt hätte, und wandte sich dann dem Schrank mit den vielen kleinen

Schubladen zu, öffnete die unten angebrachten, größeren Schiebetüren und holte daraus nach und nach die unterschiedlichsten Trinkgefäße hervor: stämmige Alt- und schlanke Kölsch-Gläser, Pils-Tulpen und Keramik-Krüge, sogar ein mittelgroßer Glasstiefel war dabei. Die Behältnisse, die der Wirt mal so nah nebeneinanderstellte, dass sie dabei gegeneinander klangen, mal an anderer Stelle in knapper Entfernung voneinander postierte, glänzten traulich im Licht und verströmten in ihrer polierten Sauberkeit eine fast vornehme und in sich gesättigte Ruhe. Während auf dem Tresen die Zahl der Gläser wuchs, schaute die Frau den neben ihr sitzenden Gönner aufmerksam an. Wie ihm schien, war ihr Blick klarer geworden und bis zu einem bestimmten Grad nunmehr eher wissend und – zunächst wollte er es sich nicht eingestehen – auch weise. Sie prostete ihm mit dem ersten gefüllten Glas zu. Er musste noch warten, bis aus dem Viertel-Liter-Humpen, den er sich ausgesucht hatte, der Schaum quoll. Dann prostete er mit einer etwas heftig geratenen Armbewegung zurück, dabei leicht mit dem Kopf nickend, als wären sie beide nun auf eine gewisse Art verschworen. Auf Marita und Jochen, hörte er sich sagen und verspürte dabei große Erschöpfung. Die Frau stockte, dann lächelte sie und fragte mit einfühlsamer Stimme: Deine Kinder? Er nickte und wunderte sich, dass er zu dieser Unwahrheit fähig war.

Am nächsten Tag nahm er die ihm seit langem angebotene Stelle als Bürobote der Fabrik an. Seitdem trägt er nur noch Aktenberge durch die Gegend.

Kurt

Kurt saß an der Theke
Trank nie zu viel
Saß stundenlang an der Theke
Erwartete nichts

Manchmal kam sein Bruder rein
Der hatte irgendwo eine Schlägerei angezettelt
Heftpflaster im Gesicht
Der platzte vor Rachegefühlen

Einmal wechselte Kurt seinen Stamplatz an der Theke
Weil er von dort das Fenster besser im Blick hatte
Kurt schaute gern hinaus
Der eintretende Bruder winkte mit der Weinflasche
Sang: It's been a hard days night!
Und schrie zu Kurt hinüber:
Tier dich doch endlich auch mal aus!
Sonst kriegst du Pickel
Komm mit!
Kurt blieb sitzen

Dann wieder hockte der Bruder endlos lange neben Kurt
Verschmorte sich die Fingerkuppe an einem Streichholz
und sagte:
Ich mach gleich noch jemanden kalt
Stand dann aber nur auf
Um sich am Windfang Zigaretten zu ziehen

Kurt erzählte dem Wirt
Von der zweiten Scheidung seines Bruders
Der würde nur stier daheim ins Aquarium stieren
Und alle Fische dümpeln kieloben
Ein Polizist kam in die Kneipe und informierte Kurt
Dass sein Bruder nach irgendeiner Überdosis im

Krankenhaus liege
Da ist Kurt mitgegangen

Kurt soll nur einmal
Eine Frau näher kennen gelernt haben
Die heiratete er
Und übernahm das Eigenheim
Das eigentlich sein Bruder erben sollte

Wieder so ein Morgen
An dem er denkt
Der Postbote würde ihn
Mit dem Brieföffner erstechen
Die Putzfrau
Mit dem Scheuerlappen erwürgen
Und der Marktschreier
Mit harten Äpfeln bepfeffern

Da reißt er plötzlich die
HÄNDE HOCH
Als wollte er sich ergeben
Und betritt so das Bürogebäude

Die Arbeitskollegen
Staunten

Florian

Nicht immer erinnern mich uralte Bäume, mit vernarbten Kerben von Axthieben oder an den Wurzelhälsen von Moos so glitschig wie eine Schlinderbahn, nicht immer erinnern sie mich an Jokisch. An diesem Morgen allerdings, nach einem nächtlichen Gewitter, sehe ich ihn im Geiste wieder vor mir: den klapprigen Körper, den Kopf auf dem überlangen Hals, das damals als hässlich empfundene Gesicht. Ein kräftiger Ast, durch einen Blitzeinschlag splittig vom Stamm getrennt, verlegt mir im Wald den Weg. Die Blätter an den Zweigen bewegen sich im leichten Wind, friedlich.

Nicht ganz so ausladend ist jener Ast gewesen, den Jokisch seinerzeit mit in die Klasse brachte; ohne Kommentar legte er ihn neben das Katheder. Erst später sagte er so nebenbei, ein Stück Natur im Raum werde uns Stadtkindern die Seele etwas flügge werden lassen. Je mehr die Blätter an dem in der Mitte weitwinklig geknickten Ast vertrockneten, desto stärker stieg in mir die Vorstellung auf, ein Menschenarm läge da zwischen Wandtafel und erster Bankreihe. Seit Jokisch den Ast mit in den Unterricht gebracht hatte, belächelten ihn zumindest die Rabauken in der Klasse als einen schrägen Witzbold, nicht ganz ernst zu nehmen. Obwohl Jokisch gern und oft zuschlug. Doch das war damals üblich und nichts Besonderes.

Jokisch paukte mit uns zwar Mathe, seine ganze Liebe galt jedoch der Biologie. Schon in aller Frühe sei er im Wald unterwegs, um Vogelstimmen zu identifizieren, erzählte er uns, und ich sah ihn vor mir, wie er seine Lauscher mit den angewachsenen Ohrläppchen in die kühle Höhe streckte, damit ihm nicht der feinste Zwischenton von Fliegenschnäpper, Mönchsgrasmücke, Buntspecht, Eichelhäher, Sperber, Amsel, Rotkehlchen oder Buchfink entgehe. Und ich wünschte mir, obwohl ich aufgrund nichtgefertigter Hausaufgaben eigentlich andere Sorgen hatte, dass ihm der

Besuch bei den gefiederten Frühaufstehern die Kraft geben möge, auch den Rest seines Lebens zu durchstehen. Für uns alle war unvorstellbar, dass Jokisch, so wie er aussah, eine Freundin haben könnte, womöglich sogar eine Ehefrau. Doppelt bedauerlich für ihn, dass in ihm trotzdem niemand einen einsamen Adler sah, sondern eher einen kahlköpfigen Geier.

Mir ist heute nicht mehr klar, ob er veräppelt werden sollte oder ob die Blumen ernst gemeint waren, jedenfalls lagen einmal zur Mathe-Stunde einige Heckenrosen auf dem Katheder. Jokisch freute sich. Von Algebra war keine Rede mehr. Stattdessen hörten wir alles über Heckenrosen: An Waldrändern und an sonnigen Plätzen lichter Laubwälder bilden sie mit ihren stacheligen Zweigen oft ein undurchdringliches Gestrüpp. Dieses kommt dadurch zustande, dass jedes Jahr aus alten Trieben junge, aufrechte Triebe hervorwachsen, die sich später bogenförmig herabkrümmen und auf die alten Zweige legen. Von Wildgewächsen wechselte Jokisch zu Schnittblumen und Topfpflanzen, zählte uns seine Lieblingsarten auf und erklärte deren Besonderheiten. Zum Schluss kleidete er seine Erzählung in leichte Dreisatzaufgaben, die selbst die Dümmersten unter uns im Kopf ausrechnen konnten.

Warum er später immer häufiger fehlte, wusste zunächst keiner von uns, und es ging das Gerücht um, er litte an einer seltenen Krankheit. Wenn es denn so gewesen wäre – während der Unterrichtsstunden sah man es Jokisch jedenfalls nicht an, ob in ihm ein zerstörerischer Keim wucherte. Einer von uns behauptete allerdings unverbrüchlich, Jokisch hätte leicht zu hinken begonnen, was allerdings keiner von uns bestätigen konnte. Auch nach längerem, unauffälligen Hinlinsen nicht.

Nur Jokischs Stimme wurde stetig leiser, so dass wir genau aufpassen mussten, wenn er uns Logarithmen zu erklären versuchte. Er reagierte zudem immer nachsichtiger, wenn ein Schüler seinen hingehauchten Ausführungen weder

akustisch noch inhaltlich folgen konnte. Jokisch klatschte dann nicht mehr wie früher mit dem Zeigestock aufs Katheder, sondern legte sanft die Hand auf die glänzende, durch Lehrerärmel blankgescheuerte Holzplatte, hob sie wieder hoch und strich mit dem Zeigefinger unter der Nase vorbei, als würde dort ein Schnoddertropfen baumeln.

Dann betrat eines Tages der Direktor das Klassenzimmer und informierte uns darüber, dass Jokisch nicht mehr an der Schule sei und uns stattdessen der Lehrer Soundso in Mathematik unterrichten werde. Der Ast war auch während der häufigen Fehlzeiten von Jokisch von den anderen Lehrern nicht weggeräumt worden, so als hätten sie kein Recht dazu. Erst als er die Schule endgültig verlassen hatte, wanderte der Ast auf den Kehrriem, wie ein unbrauchbarer Nachlass. Uns blieb es damals ein Rätsel, warum Jokisch verschwunden war. Dann hatte jemand erfahren, er sei gestorben.

Lange Zeit verging, auch der Lehrer Soundso war schon wieder aus meinem Blickfeld verschwunden, da berichtete mir mein Vater, er sei zufällig einem alten Schulfreund begegnet, der in der Nachbarstadt lebe, Jokisch gekannt und von dessen letzter Lebensphase erzählt habe. Traurig, traurig, sagte mein Vater mitfühlend, der ihm unbekanntem Menschen gegenüber normalerweise eine gewisse Gleichgültigkeit bewahrte. Ich bedrängte ihn um Einzelheiten, wozu er nur widerwillig und mit der mich zunächst verwirrenden Bemerkung bereit war, dass ich »ein bestimmtes Alter« ja nun schon erreicht habe.

Jokisch, der – wie wir es in der Klasse immer vermutet hatten – ein Einzelgänger gewesen sei, habe irgendwann doch einen Freund gefunden, einen Florian und Einsamkeitskrämer wie er selbst. Die beiden seien schon bald unzertrennlich gewesen, hätten gemeinsam, manchmal tage- und nächtelang, die Wälder durchstreift. Auch etliche Exkursionen in Naturschutzgebiete hätten sie unternommen.

Gelegentlich seien die beiden in der kleinen Nachbarstadt – dort hatte Jokisch von jeher gelebt – dadurch aufgefallen, dass sie sich auf der Straße durch verschiedene Vogelrufe verständigten. Jokischs Nachbarn hätten kopfschüttelnd darüber geschmunzelt, wenn die beiden, von den Melodien der Nachtigall oder der Lerche umweht, die Stufen hinuntergegangen seien. Und Besuch bei den Nachbarn habe gelegentlich gefragt, ob im Treppenhaus eine Voliere eingebaut worden sei. Bedenklicher hätten es die Nachbarn allerdings gefunden, wenn die beiden die Treppe später Arm in Arm wieder hinaufstiegen seien. Sie waren dann oft ziemlich angetrunken, erzählte mein Vater. Die alte Frau im Erdgeschoß habe als erste das Gerücht in Umlauf gebracht, die beiden seien schwul, »warme Brüder«, wie man das damals genannt habe. Zudem wollte plötzlich jemand erfahren haben, die beiden hätten nahe einer Waldlichtung, nackt und verdorrten Elfen gleich, in einem brackigen Wasserloch geplanscht. Ein Jäger, der dort auf der Pirsch gewesen sei, habe sie gesehen und durch lautes Zurufen erst aufgescheucht und dann vertrieben. Mit den Kleidern auf den Armen. Bevor sich nach solchen Geschichten bei den Nachbarn ein massiver Unwillen gegen diese »komischen Käuze« habe verdichten können, sei der Freund plötzlich weg gewesen. Wie sich später herausstellte, hatte der Freund eine Gefährtin gefunden, zwar ebenfalls naturbegeistert, doch Jokisch von Anfang an entschieden abgeneigt, erzählte Vater. Als unerträglich spinös habe sie Jokisch angewidert bezeichnet. Dem habe der Freund zwar energisch widersprochen, sich jedoch immer öfter mit der äußerlich wenig attraktiven und für Jokischs Empfinden allzu resoluten Frau getroffen. Alleingelassen sei Jokisch völlig dem Einsiedlerdasein verfallen. In den Wäldern habe ihn niemand mehr gesehen, und immer dicker sei er geworden. Dann sind seine Zähne immer mehr verfault und zum Schluss nur noch schwarze Stummel gewesen, sagte Vater. In jenen Wochen und Mo-

naten hätten ihn die Nachbarn zwar bedauert, ihm jedoch keine Hilfe angeboten, da sie einen zu engen Kontakt mit Jokisch gescheut hätten und er ihnen auf bedrückende Weise unheimlich vorgekommen sei. Später saß er nur noch auf seinem kleinen Balkon, um sich herum so billige Stoffvögelchen, wie man sie auf der Kirmes an der Schießbude gewinnen kann, erzählte Vater. Als ihn eine Nachbarin dann doch einmal angesprochen und ihm vorgeschlagen habe, sich einen Wellensittich oder Kanarienvogel anzuschaffen, habe Jokisch mit der Bemerkung, er könne Tiere in Käfigen nicht ertragen, eher müde denn entschieden abgewinkt. Den Nachbarn sei es später gar nicht mehr sonderlich aufgefallen, dass Jokisch unentwegt auf seinem Balkon gesessen habe. Für sie sei der auf dem Geländer lehrende Jokisch da schon zu so etwas wie einer Puppe, Marionette oder Wachsfigur geworden.

Nach einer gewissen Zeit dieses öffentlich sichtbaren Rückzugs, die Vater nicht genau bestimmen konnte, habe Jokisch E 605 getrunken. Das muss ein schrecklicher Tod sein, meinte Vater. Man verbrenne dabei innerlich. Und der Freund habe ihn gefunden. Reiner Zufall, sagte Vater. Der Freund sei manchmal noch die schmalen Waldwege entlanggegangen, deren Umgebung sie früher gemeinsam nach botanischen Kostbarkeiten durchstöbert hätten. Als der Freund bei einem solchen Spaziergang Jokisch etwas seitwärts im Gebüsch liegend entdeckt habe, seien die Krämpfe gerade besonders schlimm gewesen. Als habe er dort auf ihn gewartet.

Die Früchte der Heckenrose sind als Hagebutten bekannt. Das scharlachrote Fruchtfleisch wird nach dem ersten Frost weich und dann von den Vögeln gefressen. Die Nüsschen können nicht verdaut werden. Sie sind von unzähligen Härchen umgeben, die manchmal als Juckpulver zweckentfremdet werden. In mir klingt Jokischs Stimme, als ich um den Ast herumgehe, ohne dabei in eine Pfütze zu treten,

und mir fällt ein, ohne zu wissen, wie ich es im Augenblick
werten soll, dass ich nie einen missliebigen Schulkameraden
mit Juckpulver aus Hagebutten gepiesackt habe.

Für E.A. Poe

Sein Laptop war geschlossen
Und er wünschte sich Tinte und Federkiel
Nur Klecksen und Kritzeln gelinge ihm noch
Tags bei geschlossenen Vorhängen

Befürchtete er
Nachbarn könnten ihn verklagen
Wegen ruhestörender Stille
Könnten ihn bestrafen
Weil er die Treppe zu schnell hocheilte
Um niemanden grüßen zu müssen
Ein Rabe war auf sein T-Shirt gedruckt

Er erwähnte Ligeia und Morella so beiläufig
Als wäre da nie etwas gewesen

Das schmerzte mich am meisten

Als ich ihn einlud zum nächtlichen Spaziergang
Wie früher
Wohlverpackt im Mantel mit den Hirschhornknöpfen
Wehrte er ab:
Nevermore!
Da wurde er mir wieder vertrauter

Die Biographen werden später schreiben
Er sei in der Gosse verreckt

Flippern

Ich wollte schon immer mal gern wieder 'nen Krimi lesen
Doch bei 75 000 Punkten gibt es ein Freibier
Ich wollte schon immer mal gern wieder ins Kino gehen
Doch wer in einer Woche die höchste Punktzahl erreicht
Bekommt dafür eine Flasche Weizenkorn
Ich wollte schon immer mal gern wieder vorm Fernseher
sitzen
Doch dann habe ich immer einen Freiball
SAME PLAYER SHOOTS AGAIN

Für mich gibt es nichts Schlimmeres
Als wenn ich zu fest mit den Händen
Gegen den Flipper stoße
Und es heißt
TILT
Und dann wird es plötzlich
So furchtbar still im Flipper
Dann denke ich, alle Punkte, die ich geholt habe
Sind gar nicht da
Und ich werde niemals
Der Gewinner sein

Volkers Lied der Nibelungen
(Theaterstück – ein Einblick)

4. Szene

Volker, der Spielmann:
Sie regierte zwar als Königin
doch war sie sich nicht zu schade dafür
einem uralten Dörfler
beim Holzhacken zu helfen
Wofür der tagelang brauchte
Das schaffte Brünhild in Minuten
Viele Klafter hoch

(Pause)

Wieso besaß dieses Mädchen
nur diese Kraft
die wir eigentlich nur von Monstern kannten
oder Bulldozern?
Darüber wunderten sich alle
Brünhild hatte rein äußerlich
so gar nichts von einem Eisenweib
nichts von einer Schlammcatcherin
oder den Muskelpaketen aus einer Mucki-Bude
die ihre Bizepsballons
bis zum Platzen aufblasen können
und selbst aus der Entfernung glaubt man
den scharfen Geruch der Fette erschnüffeln zu können
mit denen sie ihre überformten Leiber
einzureiben beliebten

Brünhild entstammte auch keinem
Kuriositätenkabinett
war keine Kirmesattraktion:
die Frau mit dem Vollbart

das Mädchen mit den drei blauen Augen
oder die Dame mit dem riesigen Überbiss
unter dem jeder auch beim schlimmsten Gewitter
sicheren Regenschutz finden könnte
Das alles war sie nicht

Brünhild sah eher zartbesaitet aus
Aber beileibe nicht feenhaft
Niemand hätte sie wegpusten können
Da war schon genügend von dem dran
(*spricht betont als Zitat*) »wo man als Mann
gern hingreifen möchte«
So drücken das ja wohl so richtige Kerls aus

Eine erfreuliche Erscheinung, kurz gesagt
Im Normalfall höflich und entgegenkommend
Wie es die Etikette erforderte

Manche Männer glaubten deshalb
sie hätten leichtes Spiel mit ihr
Welch ein Irrtum!
Man sollte sich nicht durch
eine hübsche Larve täuschen lassen

Gunther durfte das erleiden
als er sich mit ihr ein freundliches Stündchen erhoffte

Brünhild hat ihn erbost mit ihrem eigenen Gürtel
zum Abkühlen an die Wand gehängt
an einen soliden Haken
Wie ein abgelegtes Kleidungsstück
Zum Schluss soll Gunther
nur noch kopflos geschrien haben
Vor Wut und Ärger
So wurde mir erzählt
Er selbst spricht natürlich

nicht sehr gern darüber
der arme Gunther
Später hat er sie dann ja doch noch bekommen
Aber ich will nicht vorgreifen

Brünhild aus dem fernen Island
war jedenfalls eine patente Frau
damals
Heute sind wir froh
dass wir sie nicht auch noch füttern müssen
Übertrieben ausgedrückt

(Pause)

Mir hätte sie gefallen
damals

(Pause)

Manchmal spüre ich bei mir eine Neigung
zur Unterordnung
zur Unterwürfigkeit gar
(laut und bestimmt:) Ein fester Zugriff!
(wieder im normalen Tonfall:) Nur von einer Frau, versteht
sich...
Öffentlich würde ich das natürlich nie zugeben
Wie komme ich dazu ...

5. Szene
Brünhild, Volker

Brünhild: Ist Hagen da?

Volker: Nein, kurz weg. Er hat
wieder was zu erledigen

76

Brünhild: Ein Glück!

Volker: Warum?

Brünhild: Ich habe Angst vor ihm.

(Kurze Pause)

Der bringt uns noch alle ins Gefängnis.

Volker: Er tut dir nichts. Er hilft dir.

Brünhild: Ich vertraue ihm nicht.

Volker: Er hat sich geändert.

(Volker zeigt auf die Bandagen an Brünhilds Armen)

Volker: Wir sollten die immer dran lassen. Wäre besser.
(ratlos:) Was treibt dich dazu?

Brünhild schweigt.

Volker *(wie zu sich selbst, um sich zu beruhigen:)* Es geht mich ja eigentlich auch nichts an. Ist ja deine Sache.

Brünhild *(beinahe flebentlich:)* Ich will's ja nicht!

Volker *(zeigt auf Brünhilds Beine:)* Aber vielleicht kratzt du dir dann die Beine auf. Wir können dich ja nicht vollständig bandagieren – wie eine Mumie.

Brünhild: Mir träumte
ich könnte meine Burg allein aufbauen
Spitze Zinnen, breite Wehrgänge
Ohne fremde Hilfe

Es wäre mir ein Leichtes,
die dicksten Felsbrocken nach oben
in die luftige Höhe zu transportieren
Ich würde auch ganz allein mauern,
zimmern,
all das könnte ich

Möbel vom Feinsten
schwere Eiche, natürlich
Hopp, hinauf damit!

Dicke Steinkugeln waren wie Wattebäuschen
Eisentrühen wie Pappkartons

Und als ein Pferd schlapp machte
trug ich auch dieses über
den schmalen Bergpfad
in meine Arme gebettet
– fürsorglich –

Als der Rohbau fertig war
habe ich versucht
die Wände gelb zu streichen
doch sie haben sich sofort
zu Schwarz verfärbt
Dann habe ich es mit blau versucht
rot, grün
stets dasselbe:
Die Farbe war noch nicht trocken
da hatte sie sich schon zu
Schwarz verwandelt
Ich wurde immer hektischer
Doch nichts, nichts:
violett, zack: schwarz
rosa, zack: schwarz
ockerfarben, zack: schwarz

Mich bedrückte die Angst
als könnte jetzt auch die Luft
die ich atme
schwarz werden
Nicht mehr durchsichtig
transparent
sondern dickflüssig
wie eine Masse von schwarzem Teer
an der ich ersticken müsste

Dann ging das Licht aus
die Glühbirne
Die Sonne
und alles andere auch
Totenschwärze
Nur ganz hinten ein kleines Licht
ganz winzig
Etwas Hoffnung
Doch dann knipst irgendwer
auch diesen
Punkt an Helligkeit aus

Brünhild (*schweigt eine Weile, dann schreit sie plötzlich*):
Ich hasse Siegfried!

Volker (*will sie trösten*): Aber er ist doch schon so lange tot.

Brünhild (*dabei höhnisch lachend*): Und wie recht mir das
ist!
Dieser Großkotz
Aufschneider
Besserwisser!
Dieser Popanz, der so tat
als würde ihm alles gelingen
Und war doch nichts weiter als ein
hinterfotziger Betrüger

Ein Trickser!
Vielleicht hat er
auch den Drachen nicht bezwungen
sondern das Tier ist schlicht
an Altersschwäche gestorben

Wenn ich an Siegfried denke
kann mir nur übel werden

*(Brünhild hat sich so sehr in Rage geredet, dass sie ein Husten-
anfall überfällt. Volker legt den Arm tröstend um ihre Schul-
tern)*

Volker *(eher hilflos)*: Dass dich das immer noch so mit-
nimmt.

Brünhild *(aggressiv)*: Willst Du auch was aufs Maul?!

Volker *(schreckt zurück)*: O Gott, lass sein! War nicht so
gemeint.

Brünhild *(fällt in sich zusammen)*: Ich bin doch nur ein
schwaches Weib. *(kleine Pause, dann an Volker gewandt:)*
Willst Du mich zum Tanze einladen?
Wir würden übers Parkett schweben
und du würdest mich perfekt führen
wie ein Kavalier der alten Schule
Wie beim Wiener Opernball

Und die anderen Gäste
die Debütantinnen und Honoratioren
all die Frackschöße und
Damen in Abendtoilette
Würden ihren Tanz unterbrechen
und könnten sich kaum sattsehen
An uns

den Meistern im Gesellschaftstanz:
Walzer
Foxtrott
Quickstepp
Was immer du willst, lieber Volker
Und aus der Loge würde
König Gunther zu uns herab schauen
und uns huldvoll zuwinken.

Komm, Volker, Spielmann
tanz mit mir!

Volker: Ich kann nicht tanzen, nur singen

Brünhild: Dann sing!

(Es erklingt »Paint it black« von den Rolling Stones. Volker tanzt mit Brünhild einen Klammerblues, dann ein BLACK-OUT, das eine Weile anhält)

(Volkers Lied: uraufgeführt am 26. November 2011 im Rottstr5-Theater, Bochum; Volkers Lied der Nibelungen: als Buch veröffentlicht im projektverlag Bochum, 2011)

*Meine Bücher sollten von Anfang an nur
antiquarisch zu bekommen sein*



Žarko Radić, Bildserie zu »Mankurt« (1)

Mankurt oder Die späte Rache eines Schülers

Als wäre ich eine Filmkamera. Unbeteiligt, doch genau im Bilde. Niemand käme auf die Idee, bei dieser Beerdigung Filmaufnahmen machen zu wollen. Es wäre ein zu armseliger Anblick gewesen: vier Trauergäste nur. Was auch immer geschehen war, ich hätte Bruno mehr Anteilnahme gewünscht.

Ich dachte – durch einen Baumstamm halbwegs verdeckt – an jenen Nachmittag zurück, an dem ich mich ebenfalls versteckt hatte, damals hinter einem Häuschen im Kleingarten – als ich den beiden jungen Leuten den entscheidenden Tipp gegeben hatte. Und mir fiel auf, wie lange ich nun schon pensioniert bin. Aber damals war alles noch frisch.

Welch Hochgefühl verspürte ich dabei, schon morgens auf der Bank im Kleingarten zu sitzen, vor der hohen, dichten Hecke, die mich abschloss von der restlichen Welt. Gelegentlich nahm ich Butterbrote mit, um über Mittag bleiben zu können. Bald saß ich dort täglich einige Stunden.

An der Hecke gefiel mir, das sie wild wuchern durfte. Im Gegensatz zum restlichen Kleingarten, der – reinlich und stets akkurat gestutzt – auf mich abweisend wirkte. Vielleicht wurden an dieser eher versteckten Stelle die Gemeinschaftsaufgaben regelmäßig vernachlässigt. Oft stand ich an den Hinweisbrettern des Kleingartenvorstandes und las mit wohligem Schauer, mit welch harschen Worten die Mitglieder zu ihren Pflichten gerufen wurden. Mir haben meine laxen Nachlässigkeiten im Leben zwar oft geschadet, mich aber nie sonderlich bekümmert.

Mit der Zeit lernte ich die Stimmen hinter der Hecke zu unterscheiden, denn schräg versetzt zu meiner Bank stand auf der anderen Seite ebenfalls eine Bank. Sie war allerdings nicht sorgfältig gestrichen wie die meine, sondern aus grob

halbierten Baumstämmen zusammengezimmert. Das hatte ich mir mal angeschaut.

Doch mein Lieblingsplatz blieb im Kleingarten, und ich hatte bald Freude daran, mir vorzustellen, wie die Leute auf der anderen Seite der Hecke wohl aussahen. Da waren die beiden alten Frauen, die stets nur von den Karrieren ihrer Söhne sprachen, für die sie sich so sehr aufgeopfert hatten; und die beiden Rentner, die auf Pferde wetteten und oft über einen früheren Arbeitskollegen redeten, mit dem es anscheinend immer weiter abwärts ging. Schließlich die Kinder, die so schnell quasselten, dass ich meist kaum etwas verstand. Als ärgerlich empfand ich nur die Mopedfahrer, die manchmal auf der anderen Seite vorbeiknatterten, obwohl's verboten war.

So lauschte ich an der Hecke, immer dieselben Stimmen zu fast immer der gleichen Zeit. Bis ich eines Nachmittags zwei Stimmen hörte, die mir unbekannt waren, von einem Jungen und einem Mädchen. Die beiden kamen danach immer wieder zur Hecke, die Bank auf der anderen Seite war vielleicht zu ihrem Lieblings-Treffpunkt geworden. Sie unterhielten sich oft über die frühere Schulzeit, wohl deshalb, weil sie sich noch nicht sehr lange kannten und somit stets einen gemeinsamen Gesprächsstoff besaßen; denn die Schulen, auf die sie gegangen waren, hatten nur wenige hundert Meter voneinander entfernt gelegen. Das konnte ich schon bald heraushören. Manche der Lehrer hatten mal in dieser, mal in jener Schule ausgeholfen. Der Junge meinte neidisch, dass die Mädchen stets freundlicher behandelt worden seien und beim Skiurlaub regelmäßig die besseren Bretter bekommen hätten. Wir dagegen mussten uns mit Selbstmord-Geräten abmühen, die Bindung so locker wie ein Lämmerschwanz, sagte der Junge. Hätten sie was ausgefressen, seien sie im Sportheim durchgeprügelt worden. Mit einem abgebrochenen Skistock. Das Mädchen erwiderte darauf, sie seien mit Spüldienst bestraft worden. Ich hörte

den Geschichten aufmerksam und amüsiert zu und dachte zurück an die Zeltlager während meiner Schulzeit.

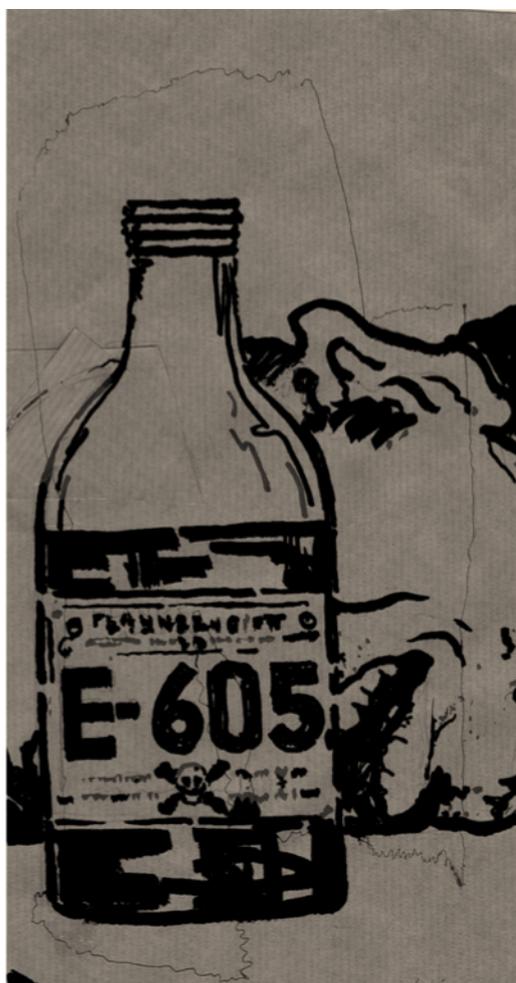
Ein Lehrer schien sie besonders beeindruckt zu haben. Immer freundlich, immer zuvorkommend, manchmal fast hilflos und linkisch, so hatte ihn das Mädchen erlebt. Einmal ist er bei der Abfahrt auf dem Idiotenhügel hingestürzt, erzählte sie. Danach habe er sich wie ein ertappter Jüngling umgeblickt, ob er bei der Rutschpartie beobachtet worden ist, und dann wieselflink mit beiden Händen gleichzeitig die Skihose vom Schnee gesäubert. Als habe er etwas Unrechtes getan, sagte das Mädchen und lachte. Der Junge entgegnete, eben dieser Lehrer hätte die Klasse in eine Pause geschickt, die gar nicht vorgesehen gewesen war. Doch da lag kein Irrtum vor, sagte der Junge, er ließ uns runterlaufen, nur, um uns hinterher bestrafen zu können. Wir hätten ihn auf seinen Fehler aufmerksam machen müssen, sei die Begründung der folgenden Strafaktion gewesen: eine Lotterie, bei der der Verlierer das Anrecht auf den Skiurlaub verlieren sollte. Er habe den Pechvogel dann allerdings eigenhändig ausgesucht. Den mit den meisten Sechsen, sagte der Junge. Als das Mädchen danach fragte, ob deshalb heute die »Sechs« an der Reihe wäre, antwortete der Junge nur, das sei eine ganz andere Sache. Als wollte er sich vor dem Mädchen damit brüsten, nannte der Junge in den folgenden Wochen immer wieder Zahlen, mal triumphierend, mal stolz und nachdrücklich. Das Mädchen fragte zwar mehrmals nach deren Sinn, immer ärgerlicher zudem, doch der Junge vertröstete sie jedesmal auf später. Zumindest, solange sie auf der Bank saßen.

Ich wurde nervös vor Neugierde. Betrieb der Junge ein Glücksspiel, oder musste er regelmäßig etwas Bestimmtes in einer bestimmten Menge kaufen? Hatte er genaue Aufträge auszuführen? Oder entsprangen die Zahlen nur einer halb-starken Angeberei, hinter der nichts Bedeutsames steckte? Der Junge rief sie stets so unvermittelt. Sie hatten mit dem vorher Gesagten, mit all den Geschichten um Lehrer und

Schule, so gar nichts zu tun. Ich sah da keine Verbindungslinie.

Manchmal saß ich im Vereinsheim und grübelte über die Zahlen nach. Wenn ich mich dann auf dem Stuhl zurücklehnte, die Hände hinter dem Nacken gefaltet, und sinnierend nach oben schaute, konnte es passieren, dass ich glaubte, in der Maserung der Deckenbalken die Gesichter der beiden zu erkennen. Doch scheute ich mich davor, hinter die Hecke zu schauen, da ich bei allem Irrwitz die Befürchtung nicht loswurde, dass sie mich sofort – obwohl sie von mir nichts wussten – als flegelhaften Lauscher enttarnen würden. Auch das Gesicht des oft erwähnten Lehrers konnte ich mir nicht vorstellen, da der Junge nie etwas über das Aussehen sagte. Ich sah irgendwelche Filmbösewichter vor mir.

Raffiniert spielte er die Schüler gegeneinander aus. Abwechselnd durften sie, bevor er zum Unterricht kam, vermeintliche Ruhestörer an die zurückgeklappte Schultafel notieren, so dass der Rest der Klasse nicht sah, welcher Name da nun mit einem oder mehreren Kreuzchen hingekreidet wurde. Für jedes Kreuz mussten zwei Seiten aus der Lektüre abgeschrieben werden, verschärft durch die Auflage, jedes Wort mit den Trennstrichen an den dafür vorgesehenen Stellen zu versehen. Dieses interne Überwachungssystem beförderte Willkür und Vergeltung der Schüler untereinander, denn jene, die sich zu Unrecht vom Mitschüler verurteilt sahen, konnten sich bei nächster Gelegenheit rächen, wenn sie den Aufpasserposten innehatten. Der Lehrer hatte seine diebische Freude an diesem internen Kleinkrieg der Schüler. Behauptete der Junge jedenfalls voller Grimm, der sich auch durch den Hinweis des Mädchens nicht verscheuchen ließ, der Lehrer sei ein einsamer Mann gewesen und abends durch die leere Stadt gelaufen, um sentimentale Gefühle in sich wachzurufen, die er als Kind empfunden hätte. Wir verrohten allesamt, sagte der Junge und nannte wieder eine Zahl.



Žarko Radić, Bildserie zu »Mankurt« (2)

Sagte im Vereinsheim jemand hinter mir: Achtzehn! dann schreckte ich hoch und glaubte, der Lösung nahe zu sein. Doch es saßen nur Kartenspieler am Stammtisch. Oder ich hörte Vier! und es handelte sich dabei um die Zahl der Blumenkübel, die einer der Kleingärtner für seinen Rasen anschaffen wollte. Und bei Sechs! drehte es sich um die Gästezahl der nächsten Geburtstagsparty. Ich kam nicht weiter. Wenn ich später dem Kellner das Geld auf den Tisch zählte, schweifte ich regelmäßig mit den Gedanken ab und musste aufpassen, dass ich nicht zu viel oder zu wenig Geld hinlegte.

Irgendwann musste der Junge seiner Freundin doch die Bedeutung der Zahlen erklärt haben. Jeden Morgen schau ich in der Zeitung nach, ob darin was von deinen Untaten steht, sagte sie eines Tages ungehalten und besorgt. Der ist viel zu stolz, um die Polizei einzuschalten, erwiderte der Junge. Alles selbst erledigen sei stets die großkotzige Devise dieses »Schülerschinders« gewesen. Jetzt allerdings brauche ich fünf neutrale Briefumschläge, wechselte der Junge abrupt das Thema. Sein Plan: Fünf ehemalige Schüler kündigen dem Ex-Lehrer per Post ihren Selbstmord an. Ich schreibe auf die Kuverts nur Namenskürzel, dann kann er rätseln, sagte der Junge. Das sei doch absurd, wandte das Mädchen ein: Niemand bringt sich um, nur weil der Lehrer ein Idiot gewesen ist. Das kann tief sitzen, sagte der Junge, er selbst wäre dafür doch das beste Beispiel.

Nie werde er den Morgen vergessen, als er dem Lehrer an der Russlandkarte die Lage von New York zeigen sollte. Verarschung, meinte der Junge. Hatte der Typ jemanden auf dem Kieker, wollte er winzige Dörfer wissen, bei guter Laune dagegen fragte er Unsinniges wie damals vor der Russlandkarte. Nach einem knappen »Nicht drauf« sei ihm eine »Zwei« sicher gewesen, sagte der Junge. Er habe das Spielchen jedoch nicht mitgemacht, die Karte endlos lange abgesucht, um dann wie kleinlaut zu gestehen: Ich habe New York nicht gefunden. Der Lehrer habe bedrohlich die

Augenbrauen zusammengezogen und gezischt: Du bist so beschränkt, dir sollte man das Gehirn auswechseln, ach was, am besten den ganzen Kopf.

Ich wusste später nicht mehr, ob mich dieser letzte Satz erschreckte oder nur überraschte – auf jeden Fall war ich verdattert. Die Redensart vom »Kopfauswechseln« kannte ich. Von Bruno. Zumal in der Zeit, als er sich in der Bewegung engagiert hatte, kam der Spruch sofort über seine Lippen, wenn ihm jemand missfiel. Anschließend lachte er selbstgefällig und kam sich mächtig originell vor.

Zeitweise verkehrten wir in derselben Kneipe. Ein übler Schuppen. Doch er lag nach der Arbeit bei der Püttverwaltung bequem auf meinem Heimweg. In der Kneipe war es so eng, dass jeder mit jedem irgendwann ins Gespräch kam. Und so kannten sich bald alle gegenseitig, zumindest oberflächlich. Blieb man allein in der Ecke sitzen, galt man schon bald als komischer Vogel.

Bruno hatte sich in Kürze bei allen eingeschleimt und glaubte danach, hier ein Publikum gefunden zu haben. Also tönte er los:

Die Gründe für die hervorragende Entwicklung liegen in der Tatsache, dass wir von vornherein nur solche Männer und Frauen in der Bewegung duldeten, die die Gewähr dafür gaben, auch in gefährlichen Lagen, auch nach Rückschlägen und Opfern, treu zur Fahne zu stehen. Da musste genau hingeschaut werden. Er selbst habe von Beginn an daran mitgewirkt. Und so ging es weiter mit dem Eigenlob über seinen großen Anteil am Aufstieg der Bewegung, als sei er der Bruder des großen Trommlers, und Bruno donierte in den Mief:

Wir stellen den Typ der Frontsoldaten dar, die entscheidend geprägt sind durch die Materialschlachten des Ersten Weltkriegs. Wir sind Männer, die die Tugenden des Frontsoldaten vertreten, die Kameradschaft großschreiben, Hilfsbereitschaft, Mut und Tapferkeit.

Spätestens jetzt murrten die ersten. Das sei doch hier keine Parteiveranstaltung, man wolle in Ruhe sein Bier trinken. Bruno schüttelt zunächst nur verärgert den Kopf und sagte halblaut: Ihr Blinden! Fuchsteufelswild wurde er allerdings, als ihm einer von hinten zurief: Was redest du da eigentlich? Du kannst doch damals noch gar nicht dabei gewesen sein. 14/18 hast du doch noch nicht mal das Bier aus der Brust deiner Mutter gesaugt.

Bruno raunzte: Glaubst du, ich lüge? Was ich sage, stimmt! Intelligenz macht eben jünger. Darum siehst du auch so alt aus.

Damit fand Bruno die Lacher zunächst auf seiner Seite, doch dann muffelte auch sein Thekennachbar, dass Bruno ein »Flunker-Läusel« sei, eine Meinung, der sich schließlich die ganze Kneipe mehr oder minder lautstark angeschlossen hatte. Gegen diese Übermacht war Bruno hilflos, und so warf er dem, der den Stein ins Rollen gebracht hatte, nur gallig hinüber: Du solltest dein Gesicht in der Hose verstecken oder gleich den ganzen Kopf austauschen. Da war es wieder, das mit dem ohne Kopf.

Körperliche Gewalt habe ich immer abgelehnt. Auch wenn sie in meiner Jugend selbstverständlicher war als heute möglicherweise. Nur das sportliche Boxen fand ich von jeher gut. Als Kind schon, Schmeling und so. Die Begeisterung bei uns zu Hause steckte mich an, besonders nach jener Nacht, als alle beim Kampf gegen Joe Louis vor dem Radio gesessen hatten, und ich hörte aufgeregt zu, wenn die Erwachsenen darüber sprachen. Wochen später noch.

Bruno hatte begonnen, im Verein zu boxen, sobald das vom Alter her möglich war. Er hatte einige Erfolge, und zeitweise bewunderte ich ihn dafür. Dann kamen die Braunen an die Macht, und Bruno witterte eine Chance. Er blieb bei denen zwar ein kleines Licht, entwickelte sich aber unter dem Schutz des Hakenkreuzes zum Schwein, das andere knechtete. Wo es eben möglich war. Nicht wegen

der braunen Ideologie, darauf fiel er nicht herein. Dafür war er zu intelligent, das wäre ja noch schöner gewesen, nein, sondern nur, um bei anderen Blut spritzen zu sehen. Ich bin ihm glücklicherweise nie zwischen die Fäuste geraten, doch immer wieder hörte ich von anderen, wo er wieder zugeschlagen hatte. Kleinste Anlässe nutzte er aus, und immer achtete er darauf, dass ihm die Gewalt nicht nur als kriminell ausgelegt werden konnte, sondern immer auch als Kampf für die Bewegung.

Lange war Bruno aus meinem Blickfeld verschwunden gewesen, als ich ihn zufällig bei einer Veranstaltung traf. Vom Boxring ›Schwarz-Weiß Unser Fritz«. Da hockte er in der Masse, war dick geworden und schwitzte wie ein Affe. Er sah mich, drängte sich zu mir hin und begrüßte mich, als wären wir die besten Freunde. Ich wollte mich verdrücken, doch dann begann er, übers Boxen zu reden. Nicht über die alte Zeit, davon kein Wort, sondern über den aktuellen Stand: Heinz Neuhaus, Hans Kalbfell, Erich Schöppner. Auch er war dabei gewesen, als Horst Andresen, nachdem er Deutscher Juniorenmeister geworden war, im Triumphzug durch Wanne-Eickel gefahren wurde. So redeten wir und redeten, eine Geschichte folgte der anderen, und er wurde mir wieder sympathischer. Als er dann allerdings sagte, dass er nun als Lehrer arbeiten würde, durchzuckte es mich unangenehm. Da hast du Schlitzohr dich doch bestimmt wieder mit miesen Tricks reingeschlichen, dachte ich.

Mit der Zeit freundeten wir uns wieder an. Nichts Besonderes zwar, doch ziemlich regelmäßig trafen wir uns in der Stadt, obwohl wir uns nicht viel zu sagen hatten. Er erzählte mir viel von seinem Ärger mit den Schülern, gegen die er kaum ankäme. Schon oft hätte er sich gewünscht, einen der Bengel zum fairen Faustkampf herausfordern zu können, doch das dürfe er als Lehrer natürlich nicht. Ich konnte mir zwar nicht vorstellen, dass aus dem Klopper von früher ein sanfter Pädagoge geworden sein sollte, doch verstehen

konnte ich ihn. Noch zu gut waren mir die Worte »Du alter Sack!« im Ohr, die mir ein Jugendlicher nachgerufen hatte, nachdem ich unbeabsichtigt gegen sein Moped gestoßen war.

So überraschte es mich nur wenig, als Bruno eines Tages anrief und mir mitteilte, er sei am Ende, ob er vorbeikommen könne. Nachdem er sich in einen Sessel hatte fallen lassen, erzählte er mir, er habe den Lehrerberuf hinge-schmissen, da er sich gegen diese böartigen Schüler nicht mehr wehren könne und dass er überhaupt aus der Stadt abhauen wolle, die ihm gewaltig auf den Keks gehe, weil hier jeder jeden kenne, jeder hinter jedem her rede. Er wolle nach Berlin, um sich dort irgendwie durchzuschlagen. Das sei immer noch besser, als hier zu verrotten.

Dann fragte er, ob ich ihm Geld leihen könne. Für den Anfang. Er selbst sei ziemlich abgebrannt. Ich würde das Geld sobald wie möglich zurückkriegen. Erst zögerte ich, doch er bat so inständig, dass ich schließlich nachgab. Da beruhigte er sich sogleich und bat mich, ihm zum Abschied einige seiner Lieblingslieder zu spielen, von denen er wusste, dass ich sie im Plattenschrank hatte: »Wo meine Sonne scheint« von Caterina Valente, »Tom Dooley« des Kingston Trios und die »Mary Ann«. Bruno und ich saßen ganz konzentriert da, hörten die Lieder, Wehmut und Melancholie breiteten sich aus, so schien es mir wenigstens, und es zerriss mir fast das Herz, als wir uns später Lebewohl sagten. Ich schaute ihm lange nach.

Wie staunte ich, als ich Bruno einige Tage später auf dem Schulhof entdeckte, wo er wohl die Pausenaufsicht führte. Als ich ihn fragte, warum er denn nicht in Berlin sei, antwortete er nur knapp, er habe es sich anders überlegt, und als ich ihn nach dem Geld fragte, sagte er nur: Das kriegst du schon. Dann wandte er sich ab, rief irgendwelche Schüler zu sich heran und tat sehr beschäftigt. Das Geld habe ich nie wiedergesehen. Der Bruch mit Bruno war danach natürlich vollkommen. Wahrscheinlich hatte er irgendwo

Schulden zu bezahlen gehabt und gewusst, dass er dafür von mir, der ich als korrekt bekannt bin, kein Geld bekommen hätte.

Es ist also leicht vorstellbar, wie sehr ich mich über den Jungen amüsierte und mich mit ihm freute, dass er Bruno mit schöner Regelmäßigkeit trietzte. Wie sehr gönnte ich es ihm, dass er nicht zur Ruhe kam. Nach einer Weile hatte ich in etwa herausbekommen, was der Junge da trieb mit den Zahlen. Ich brauchte dafür allerdings viel Geduld. Es war ja nicht so, dass die beiden an ganz bestimmten Tagen zur Bank hinter der Hecke kamen. Das konnte völlig unterschiedlich sein. Manchmal lagen Wochen dazwischen. Da ich nicht wusste, wann sie wieder auftauchen würden, war ich gezwungen, jeden Tag auf der Bank zu sitzen. Mir wurde oft langweilig, indessen, ich konnte mich der Geschichte nicht mehr entziehen.

Später brachte ich aus dem Vereinsheim eine Flasche Bier mit zur Bank, weil ich nicht mehr die Ruhe fand, das Bier an der Theke zu trinken. Auch wenn ich abends heimwärts ging, hatte ich das Gefühl, dadurch etwas zu verpassen. Die beiden sprachen fast nur noch vom jeweils nächsten Plan des Jungen, so, als wäre die Bank eine Art Gerichtsplatz. Bekannt sind die Scherze, die Schüler mit ihren Lehrern treiben, indem sie fingierte Heiratsanzeigen in die Zeitung setzen oder ihnen Nachrichten scheinbarer Lottogewinne zukommen lassen oder Matjesheringe unter das Pult kleben. Doch gegenüber solchen Spielereien verblüffte der Junge durch Beharrlichkeit und Hinterlist. So schickte er Bruno vier Vorladungen zu Verhandlungen ins Haus, bei denen sich dieser zu seiner Rolle während der braunen Zeit äußern sollte.

Von jeher finde ich es ekelhaft, wenn jemand über einen anderen hinter dessen Rücken herzieht, ihm den Teufel auf den Rücken wünscht, ohne dass der andere etwas davon ahnt. Mich schmerzt es fast körperlich, wenn ich erfahre, dass sich über dem Kopf eines anderen etwas zusammen-

braut und derjenige läuft fröhlich und nichtsahnend durch die Welt, glaubt sich mit den anderen in einer Harmonie, die es schon gar nicht mehr gibt. Ich erinnere mich an einen fernen Bekannten, der bis zum Hals voll mit Krankheit steckte und munter sein Leben genoss, weil ihm alle die tödliche Gefahr verschwiegen hatten.

So kam es nicht von ungefähr, dass mir hinter der Hecke immer unangenehmer zumute wurde. Auch wenn es nicht um Leben und Tod ging. Ich empfand damals Unredliches grundsätzlich als ärgerlich. Den Jungen traf dabei keine Schuld. Nein, ich fühlte mich mit meinem klammheimlichen Vergnügen als mieser Spanner. Mir missfiel der Gedanke, in dem Jungen so etwas wie meinen Erfüllungsgehilfen zu erkennen. Die Abneigung gegen Bruno saß zwar noch immer sehr tief in mir, doch hatte er Vergeltung in dieser Weise verdient? Andererseits verspürte ich die Gefahr, dass ich mir Bruno, den ich lange nicht mehr getroffen hatte, zu sehr als Opfer ausmalte. Ich holte mir noch einmal Brunos frühere Sauereien vor Augen, dachte an das, was der Junge über ihn berichtet hatte und war verwirrter als zuvor.

So saß ich hinter der Hecke und knibbelte unschlüssig an den Fingernägeln. Dann entschloss ich mich, Bruno unter einem Vorwand zu besuchen; in Erinnerung an gute alte Zeiten, in Erinnerung an Heinz Neuhaus, Hans Kalbfell und Erich Schöppner. Meine Grübelei sollte ein Ende haben. Vielleicht war Bruno für mich schon zum Phantom geworden? Ich wollte ihn vor mir sehen. Er sollte noch immer im kleinen Haus am Stadtrand wohnen, das er von seinen Eltern geerbt hatte. Also verließ ich meinen Platz hinter der Hecke.



Žarko Radić, Bildserie zu »Mankurt« (3)

Sein Name neben dem kupfernen Klingelknopf war schon etwas verblichen. Als er mich erkannte, schaute Bruno zunächst erstaunt und dann misstrauisch. Du! sagte er mit ungläubiger Stimme, um sofort anzufügen: Du bekommst dein Geld schon noch. Ich musste lachen und sagte: Aber Bruno, das ist doch lang verjährt. Bruno blieb skeptisch. Ja, und? fragte er.

Ich möchte dich um etwas bitten, möchte dir was abkaufen. Ich will einem Schwager ein Geburtstagsgeschenk machen. Einen historischen Plan unserer Stadt, so eine Art Merian-Karte. Ich habe mich daran erinnert, dass du solche heimatkundlichen Dinge sammelst. Vielleicht kannst du mir da aushelfen? Brunos Gesicht lichtete sich, er öffnete die Tür nun so weit, dass ich eintreten konnte. Na, das ist ja etwas anderes, sagte er dabei.

Der Korridor war eng und zudem mit einem Schuhschrank aus verstaubtem, weißem Plastik, einem übergroßen Schirmständer und einer mit Intarsien verzierten, wuchtigen Garderobe zugestellt. Beim Vorbeigehen stieß ich denn auch prompt gegen eine Möbelecke, fluchte leise. Bruno bat mich sofort um Entschuldigung, er wisse eben nicht, wo er mit »dem Zeug« hinsolle. Als wir den Wohnraum betraten, musste ich vor Verblüffung zunächst einmal stehen bleiben. Das mittelgroße Zimmer war bis auf einen Tisch mit zwei Sesseln und einer kleinen Kommode leer. An allen vier Wänden klebten zimmerhoch Motivtapeten, die – soweit ich das identifizieren konnte – den Gran Canyon, ein Alpenmassiv, eine subtropische Metropole und eine kostbare Pagodenfront abbildeten. Verwundert schaute ich Bruno an. Schön, nicht, sagte er und lächelte mir zu. Das seien alles selbstgeschossene Fotos, von Reisen mitgebracht. Nun ist es für einen Erdkundelehrer nicht ungewöhnlich, dass er sich in der Welt umschaute, doch dass er sich danach mit den fernen Panoramen so raumgreifend umgibt, das ist sicherlich selten. Interessant, sagte ich nur, da mir nichts anderes einfiel. Wir setzen uns. Fasziniert

schaute ich mich um. Mir kam es vor, als befänden wir uns auf einer Insel mit Blick auf vier Kontinente. Der Raum schien entgrenzt zu sein. Da bemerkte ich, dass oberhalb der Pagodentreppe ein Stück des Fotos fehlte. Bruno hatte die Macke zwar mit schwarzer Pappe überklebt, doch darüber und darunter waren Reißspuren zu erkennen. Schade, sagte ich und wies auf die Pagode. Musste sein, sagte Bruno und schwieg etwas. Als hätte er sich einen inneren Ruck gegeben, sagte er dann plötzlich: An der Stelle war mein Neffe Karl zu sehen. Verblüfft fragte ich: Und warum hast du ihn weggerissen? Ich konnte sein lachendes Gesicht nicht mehr ertragen, sagte Bruno.

Dann erzählte er mir, dass er Karl mehrere Jahre versorgt hätte, nachdem seine Eltern kurz nacheinander gestorben waren. Durch lange Reisen habe er den Jungen aufmuntern wollen, was auch gelungen sei. Zunächst jedenfalls. Ich habe versucht, Karl die Eltern zu ersetzen, sagte Bruno, obwohl ich darin doch völlig ungeübt war. Das Haus sollte deshalb so wohnlich wie eben möglich eingerichtet sein. An manchen Stellen habe er dieses Bemühen wohl übertrieben, wie man das im Korridor unschwer erkennen könne, sagte Bruno und schmunzelte einen Augenblick lang. Das Haus sei damals »ein Nest« gewesen, in dem er sich wohlgeföhlt habe. Und auch der Junge..., dachte ich jedenfalls, sagte Bruno leise. Dann wäre Karl plötzlich verschwunden gewesen. Ohne jede Vorwarnung. Polizeibeamte entdeckten ihn einen Monat später bei einem Routinerundgang im Haus einer Kleingartenanlage. Tagelang hatte das Licht da drin gebrannt, sagte Bruno, und fast tonlos fuhr er fort: Offiziell hieß es, der Junge ist erfroren. Scheußlich kalter Winter damals... Darum habe die Anlage auch über Wochen leer gestanden. Ob Karl tatsächlich erfroren wäre oder ob noch anderes dabei mitgespielt hätte, das wolle er gar nicht so genau wissen. Seitdem kann ich nicht mehr verreisen, sagte Bruno. Und auch die früher als gemütlich empfundene

Enge der Wohnung könne er nicht mehr ertragen. Darum die Tapeten. Dann schwieg Bruno wieder.

Nach einer kurzen Weile sagte ich, um das Thema zu wechseln: Was hast du denn da gemacht? und wies auf seinen dick verbundenen Ringfinger der linken Hand. Bruno schaute mich lange an, und ich befürchtete schon, mit meiner Frage einen wunden Punkt berührt zu haben. Das kommt von dem Terror, den ich erlebe, sagte er dann. Nachdem er kurz eingehalten hatte, anscheinend, um zu überlegen, ob er mich in die Geschichte einweihen sollte, sprach er schnell und deutlich: Zunächst habe er an ein Versehen geglaubt, als plötzlich Handwerker vor der Tür standen und seinen Heizwasserboiler abmontieren wollten. Auch der nächtliche Anruf, er solle sich in Acht nehmen, ohne Hinweis, wovor, habe ihn nicht aus der Ruhe gebracht, auch wenn er begann, abends nachzuschauen, ob alle Fenster fest verschlossen waren. Was mich schließlich hellhörig machte, war die Beobachtung gewesen, dass sich bestimmte Störungen in ähnlicher Form mehrfach wiederholten, danach ausblieben und der Terror anschließend in anderer Form fortgesetzt wurde, sagte Bruno. So hätten die telefonischen Bedrohungen nach drei Nächten schlagartig aufgehört. Und die Handwerker seien, ohne dass er sie gerufen habe, viermal gekommen. Bruno zählte auf: Installateur, Fernsehmechaniker, Schreiner... Beim Elektriker, der zuletzt gekommen sei, habe er zornig die Tür zugeknallt, sich dabei den Finger eingeklemmt und beim Rausreißen auch noch arg verletzt. Eine Vereiterung sei hinzugekommen, sodass er nun schon seit geraumer Zeit an dem Finger herumlaboriere.

Schon bald vermutete ich ein System hinter dem Terror, sagte Bruno. Da es nie mehr als sechs Anschläge der jeweiligen Sorte gewesen seien, habe es nahegelegen, sie mit der früheren Lehrertätigkeit in Verbindung zu bringen und zu vermuten, dass ein ehemaliger Schüler für die Taten verantwortlich war. Ich rekonstruierte die Zahl und Art dieses

galoppierenden Unsinn von Anfang an und bekam eine Zahlenkette, sagte Bruno halb verärgert, halb zufrieden. Mit dieser Kombination sei er in den Keller gestiegen, in dem er Kopien von allen Zeugnissen seiner Schüler aufbewahrt habe. Ich wollte sie früher immer griffbereit haben, erklärte Bruno seinen Sammeleifer. Er habe Geduld aufbringen müssen, doch das richtige Zeugnis schließlich gefunden. Der Übeltäter habe tatsächlich strikt nach der Fächerabfolge gearbeitet. Brunos Stimme wurde lauter, als er abhakte: vier unerwünschte Handwerkerbesuche: Deutsch Vier; drei nächtliche Anrufe: Chemie Drei; vier bedrohliche Kettenbriefe: Englisch Vier; fünf Mitschüler kündigen Selbstmord an: Mathe Fünf; vier fingierte Vorladungen: Bio Vier. Und so fort. Es fehle nur noch eine Zensur. In Religion: Eins. Doch vorher werde ich zuschlagen, sagte Bruno entschlossen. Dann schwieg er – wie mir schien – etwas erschöpft. Willst du die Polizei einschalten? fragte ich vorsichtig. Heftig schüttelte Bruno den Kopf. Selbst ist der Mann sagte er, fuhr mit der rechten Hand heftig durch die Luft und meinte nachdrücklich: Das kriegt der Junge haarklein zurück. Doch wie? fragte ich. Bruno setzte eine Pause und sagte dann leise: Wenn ich noch in der Schule wäre, ich würde den Jungen fertigmachen, dass er täglich freiwillig um Nachsitzen und 100 Seiten Strafarbeit betteln würde. Da das leider nicht mehr möglich sei, grübele er schon seit Tagen über eine angemessene Strafe nach. Ich schaute ihn fragend an. Wieder eine Pause, dann sagte Bruno: Mankurt. Was ist das? fragte ich. Eine nette Maske, die man dem Typ verpassen könnte, antwortete Bruno. Ich brauchte nicht sonderlich nachzufragen, und er erzählte: Mankurt ist ein alter asiatischer Brauch. Hab' ich kürzlich von gelesen. Damals stülpte man Gefangenen die Haut eines frisch geschlachteten Tieres über den Schädel. In der Hitze schrumpfte die Haut und presste das Hirn mit aller Härte zusammen. Das hatte zur Folge, dass das Opfer wahnsinnig und willenlos wurde. Der Gefangene sei da-

durch zu einem Mankurt geworden, halb Tier, halb Mensch. Als ich entsetzt fragte, ob er seinem Schüler wirklich ein solches Schicksal wünschen würde, antwortete Bruno nur knapp: Ja.

Genüsslich hatte ich vorher mein Bier getrunken, war schon nach kurzer Zeit bereit gewesen, meine Vorbehalte gegen Bruno zu vergessen, und entschlossen, ihn wieder öfter zu treffen. Wie verärgert war ich über die dummen Streiche des Jungen gewesen. Und ich verstand auch, dass sich Bruno, ungemein verletzt, wie er war, so sehr ereiferte. Doch dann kam dieser eine Satz, der mit dem »Mankurt«, und ich begann Bruno von einem Moment auf den anderen zu verabscheuen. Wenn ich nur ein wenig Hilflosigkeit, einen Anflug von Ironie in Brunos Stimme entdeckt hätte, als er eine solche Strafe verlangte – doch der Ernst, die Kälte in Brunos Stimme, zog wie ein Stich durch meinen Körper. Der Raum, dessen Wände von der Weite der Welt kündeten, wurde mir plötzlich zu eng. Ich bekam Höllenangst vor Bruno. Schon bald verabschiedete ich mich, zwar erschreckt, doch gleichzeitig erleichtert, da meine Mitwisserschaft hinter der Hecke mir kein schlechtes Gewissen mehr bereitete. Ich würde den Jungen vor Bruno und seiner wie auch immer gearteten Vergeltung warnen. Bruno rief mir noch nach, was denn mit der Merian-Karte sei. Ich reagierte nicht darauf.

An meiner noblen Haltung kamen mir allerdings Zweifel, als ich von der Rache des Jungen für die Eins in Religion erfuhr. Blanker Hohn, sagte er, dieses Fach hätte ihn nie interessiert. Ein Priester vor der Tür, der Bruno die Letzte Ölung geben will. Das sollte der Schock zum dicken Ende sein. Das Mädchen war entgeistert, versuchte aber nicht mehr, den Jungen davon abzuhalten. Resigniert, wahrscheinlich. Ich hatte einen Brief vorbereitet, mit dem ich den Jungen von Brunos Absicht informieren wollte. Unschlüssig drehte ich das Kuvert zwischen den Händen, hörte die Stimmen der beiden jenseits der Hecke und sah

plötzlich den Jungen vor mir, als Mankurt taumelnd, wahnsinnig und willenlos.

Mit ruhiger Hand steckte ich den Brief durch eine Öffnung zwischen den Zweigen, stand anschließend flugs auf, um mich hinter einer Gartenbude zu verstecken. Auf der anderen Seite war es still geworden, kurze Zeit geschah nichts, dann kamen der Junge und das Mädchen durch das kleine Tor. Sie starrten auf meine leere Bank. Ein nettes Pärchen. Modisch gekleidet, soweit ich das in meinem Alter noch beurteilen konnte. Sie waren mir sofort sympathisch, und ich wusste, dass ich richtig gehandelt hatte. Langsam ging ich zum Vereinsheim. Endlich konnte ich mir dort in aller Ruhe ein Bier genehmigen.



Žarko Radić, Bildserie zu »Mankurt« (4)

Drei Romane – Leseproben

»Jeder planlos geworfene Stein bewegt sich mit erstaunlicher Präzision auf die Stelle zu, an der er schließlich landet.«

Jean-Claude Silbermann

Industriebrache

Wolf Hasso erreicht das ehemalige Industriegelände. Er muss nun seitwärts einen ausgetretenen Pfad entlang, um zum Kiosk hinter dem mit Mauern und Maschendraht umgürteten Gelände zu gelangen. Doch zunächst schaut er neugierig durch das hohe Eingangstor aus solidem Stahl. Es ist weit geöffnet. In einiger Entfernung parkt ein LKW neben einem noch gut erhaltenen Backsteingebäude. Davor stehen zwei Männer, einer der beiden in einem Overall, wahrscheinlich der Fahrer des Wagens. Der andere trägt einen Allerweltsanzug. Die Männer unterhalten sich. Dann betreten sie das Haus. Wolf Hasso verspürt Lust, die Gelegenheit des offenen Tors dazu zu nutzen, um quer über das Werksgelände zu laufen. Früher, als sie noch in Betrieb waren, hießen solche Anlagen »Verbotene Stadt«, tabu für alle Nichtbefugten. Wolf Hasso hofft, auf der anderen Seite irgendwie wieder rauszukommen. Wenn das nicht möglich wäre, könnte er ja zurückkommen und dann doch den Pfad benutzen. Wolf Hasso fällt jener lang vergangene Abend ein, an dem Peter Dani, Paul und er auf einer Großbaustelle Kupfer klauen wollten. Will sagen: die Brüder griffen zum Diebesgut; er selbst war wie gebannt von den gewaltigen Kränen und Baumaschinen, wie stählerne Monster, denen er plötzlich so nah sein konnte. Am liebsten wäre er auf den Bock eines Bulldozers gesprungen. Die Brüder hatten Mühe, ihn vom Tatort wegzuziehen. Sie nahmen's mit Humor, damals.

Ähnliche Abenteuer erhofft sich Wolf Hasso von der Industriebrache. Wolf Hasso steigt einige gemauerte Stufen hinunter, die sich als glitschig erweisen, sodass er beinahe ausgerutscht wäre. Er greift zum eisernen Geländer neben sich. Fast hätte er die Hand sofort wieder zurückgezogen: Der Treppenlauf ist verrostet, nur an einigen Stellen ist noch die schwarze Farbe bemerkbar, mit der er einst gestrichen worden ist. Wolf Hasso hat seit langem keinen Rost mehr auf der Haut gefühlt. Treppengeländer haben aus warm schimmerndem Holz oder kühl glänzendem Metall zu bestehen, ansonsten gehören sie ausgewechselt. Daran würde für ihn kein Zweifel bestehen. Die Erkenntnis, dass er sich mit dem Griff zu diesem verrotteten Stück Handlauf die Finger dreckig gemacht haben wird, bekümmert Wolf Hasso indessen im Moment seltsamerweise nicht. Mehr noch: Wolf Hasso streicht mit der flachen Hand am Treppengeländer entlang. Als angenehm empfindet er den Übergang von der rauen Oberfläche des Rostes zur Glätte der Farbreste – und zurück. Ihm behagt plötzlich, dass es ihm noch möglich ist, solche völlig ineffektiven Vergnügungen zu genießen.

»Zum Glück beobachtet mich ja niemand dabei«, denkt er, geht dann aber lieber doch weiter. Möglicherweise tritt gerade hinter ihm einer der beiden Männer wieder aus dem Haus, entdeckt ihn und würde ihn wegen unerlaubten Betretens des Geländes scharf zurechtweisen.

Wolf Hasso sucht sich seinen Weg zwischen den gewaltigen Rohr-Systemen und Kesseln, Ruinentteilen und anscheinend noch patenten Gebäuden, von denen nur der Putz abgeblättert ist. Riesige Stahlbehälter wie ausrangierte Kirchenglocken entdeckt er hinter den grün überwucherten Gleisen der Werksbahn. Runenähnliche zackige Zeichen hat jemand darauf gepinselt.

»Irgendein technischer Hinweis sicherlich«, denkt Wolf Hasso.



Žarko Radić, Coverentwurf zu »Kiosk kaputt«

An einem Stück Maschendrahtzaun hängt nur noch lose ein gelbes Schild, auf dem mit schwarzer Schrift »Betreten verboten« gemalt und vor Lebensgefahr gewarnt wird. Wolf Hasso bleibt unklar, was damit gemeint ist: steht der Zaun doch völlig isoliert in der Landschaft. Wie ein absurder Witz. Das Gelände ist doch größer, als Wolf Hasso gedacht hat. Also legt er einen Zacken zu. Er läuft beinahe. Will den Kiosk nun doch bald erreichen. Hinter sich hört er

plötzlich sattes Motorengebrumm. Erschreckt dreht sich Wolf Hasso um. Der Lastwagen wird gerade gestartet und rollt danach durch das Eingangstor. Kein Mensch sonst zu sehen.

Kompakte Ziegelbauten mit silbrig glänzenden Fenstern, Hochformat; langgestreckte Hallen, in denen der Maschinenpark verrottet, wie Wolf Hasso vermutet. Schornsteine wie lange Lulatsche, die ihren Zweck verloren haben; stämmige Türme, quadratisch im Grundriss, die eingerüstet sind, ohne dass Wolf Hasso erahnen kann, welche Handwerker dort was auch immer zu erledigen haben werden. Als Wolf Hasso unter einer stählernen Brücke hergeht, auf der ein Laufband montiert ist, das natürlich stille steht, wird er sich plötzlich einer eigenartigen Fremdheit bewusst. Obwohl er doch hier in der Region aufgewachsen ist, all das, was Schwerindustrie an Architektur hervorgebracht hat, von Kindheit auf zu kennen glaubt, weiß er nur wenig davon exakt zu bezeichnen. Natürlich: ein Förderturm ist ein Förderturm, ein Stahlwerk ist ein Stahlwerk, doch plötzlich stört Wolf Hasso immens, dass ihm völlig unklar ist, was und welches Material früher einmal auf dem Laufband hoch über seinem Kopf befördert worden ist. Warum die verwirrenden Gerüstkonstruktionen und Rohrleitungen ringsum keinen anderen Verlauf nehmen, andere Krümmungen, keine andersartige Konstruktion aufweisen; warum dieses gesamte technische Labyrinth notwendigerweise genauso aussieht, wie es sich seinem Blick darbietet. Was floss seinerzeit wie zusammen und bewirkte gemeinsam das Folgende? Wolf Hasso muss beinahe lächeln, als ihm klar wird, dass ihm ein ureigener Teil seiner Heimat so unbekannt zu sein scheint wie ein aztekischer Tempel. Bedrohlich in den gigantischen Ausmaßen. Monströs beinahe. Wolf Hasso bemerkt, dass er die Hände in den Hosentaschen fest geballt hält. Von Lässigkeit keine Spur mehr. »Nun mach aber mal halblang«, denkt Wolf Hasso. Er will nicht mehr weiter herumspringen. Ohnehin drängt sich ihm

das Bedürfnis, endlich zum Kiosk der Brüder Dani zu gelangen, nun wieder deutlicher auf.

Wolf Hasso überquert das Gelände eilig. Er entdeckt in der Umfassungsmauer einen Spalt, der dort grob hineingehauen zu sein scheint. Die dunkelbraunen Ziegelsteine liegen ringsum. Wie achtlos hingeworfen. Durch diese Öffnung drückt sich Wolf Hasso. (...)

Sprung von der Brücke

Im Sommer lagen die Brüder Dani und Wolf Hasso oft auf ausgebreiteten Wolldecken am Ufer des Kanals, um das Eintrittsgeld für das nahegelegene Freibad zu sparen.

Manchmal glitt ein leerer Lastkahn vorbei, dessen dunkler Korpus hoch über die Wasserlinie emporstieg. Peter Dani verspürte großen Respekt vor der mächtigen Kraft, mit der das Schiff das Kanalwasser zerpflogte, auf der Fahrt zu einer Ladung, viele Tonnen schwer. Koks oder Kohle, Sand oder Kies: Hügel am Horizont des Binnenhafens, die nach und nach mit großen stählernen Kränen in die riesige Höhle des Schiffbauches verfrachtet wurden, eine solch niederdrückende Last, dass vom beladenen Lastkahn nur noch ein schmaler Streifen die Wasserlinie überragte. Dieses Schiff, scheinbar um den größten Teil seines Volumens beraubt, weil dieser – vergleichbar einem Eisberg – in der Kanaltiefe verschwunden war, konnte von Jugendlichen leicht geentert werden: Von jenen zumindest, die sich ohnehin stets als Anführer und (zum Teil durchaus schlichte) Vordenker hervortaten. Wenn der Schiffer solches sichtete – wie die Bengel auf seinem Kahn tanzten –, war sein Geschrei groß, und er ließ zur Warnung die Tute tuten oder scheuchte die unerwünschten Passagiere höchstpersönlich zurück in die Fluten. Nur dem Bordhund war es vergönnt, stolz an der Reling zu stehen – bellend.

»Wie blöd kläffend«, dachte Peter Dani einmal.

Die Schiffsschraube zog sprudelnde Wirbel hinter sich her: Gefahr in Reinkultur. Wie oft hatte es sich Peter Dani mit innerem Entsetzen ausgemalt: Er würde durch mangelnde Vorsicht beim Schwimmen in diese Schraube geraten und davon zerteilt: Arme ab, Beine ... Eine Panikattacke erfasste ihn, als einer der Binnenschiffer ihn, der sich gerade mit einer Art Klimmzug an Bord zu asten versuchte, unvermittelt zurück ins Wasser beförderte: mit kräftigem Stoß gegen Peter Danis Stirn.

»Ich bin zu nah an der Schraube!«, blitzte es durch Peter Danis Hirn, als er – eingetaucht in quirlendes Wasser – mit den Armen rudern versuchte, an die Oberfläche zu gelangen.

»Will mich der Schipper töten?«, war sein nächster Gedanke. Peter Dani schwamm in irgendeine Richtung. Er tauchte auf, sah das Heck des Schiffes: die schwarz-rot-goldene Fahne, die darüber hinausreichte, flatternd. Vom Schipper am Steuerrad, der in Fahrtrichtung blickte, sah Peter Dani nur noch den Rücken. Hemmungslose Erleichterung, als Peter Dani wieder auf der Wolldecke lag. Das Entern der Lastkähne hatte er danach selbstredend nicht aufgegeben.

*

Der Liegeplatz, den sich Peter und Paul Dani für gewöhnlich am Kanal aussuchten, war eine schmale Wiesenfläche, die wie eine Lichtung in dichtes Gesträuch hineinragte. Wenn sich die Brüder dort auf der karierten Wolldecke ausstreckten, die Köpfe Richtung Gebüsch, waren sie vor ungebeten Blicken bewahrt. Drehten sie sich um, konnten sie das Treiben auf dem Kanal und auf dem Leinpfad beobachten, der knapp vor ihrer kleinen Oase entlangführte. Hoben sie ihre Blicke etwas höher, sahen sie am anderen Ufer die schlichten Flachbauten des Freibads. Da die Lichtung nur für eine Decke Platz bot, war Wolf Hasso, wollte er in der Nähe der Brüder bleiben, gezwungen, seine Decke

vor dem Leinpfad zu entfalten – auf den scharfkantigen Steinen der Uferböschung. Wie sich Wolf Hasso auch drehte und wendete, immer lag er mit einem Teil seines Körpers auf irgendetwas Spitzigem unter der Decke. Das nötigte ihn schon nach kurzem dazu, eine andere Position einzunehmen. Dann spürte er die scharfen Kanten der Steine, die die Decke von unten wölbten, an einer anderen Körperpartie. Das war nur schwer auszuhalten und ein Genuss, wie ihn Fakire bevorzugen. Einmal glaubte Wolf Hasso, ein erträgliches Maß an Unbehagen ausbalanciert zu haben – und schlief ein.

Als er wieder erwachte, schmerzten die Stellen an seinem Körper, die trotzdem mit dem kantigen Untergrund in Berührung gekommen waren, umso heftiger – am Unterschenkel, an der Pobacke und sonst wo. Noch nicht ganz wach, glaubte Wolf Hasso, erbärmlich von Bienen, Hummeln oder ähnlichen Viechern gepiesackt worden zu sein. Erst als er wieder ganz klar war, beruhigte sich Wolf Hasso und nahm die missliche Lage, in der er sich natürlich trotzdem befand, beinahe erleichtert zur Kenntnis. Mit der Decke auf den Sand zu wechseln, der sich ein Stück entfernt über einen sanften Abhang erstreckte, das wollte Wolf Hasso nicht. Er hätte sich dadurch zu stark von den Brüdern getrennt gefühlt, hätte sich nicht mehr so recht zur Gemeinschaft zählen können. Also hielt Wolf Hasso durch. Einmal hatte er gefragt, ob er sich zur Abwechslung in der Oase einquartieren dürfe. Die Brüder lachten ihn aus. So bildete Wolf Hasso weiter die optische Vorhut für das Lager von Peter Dani und Paul.

»Fast wie ein Wachhund«, dachte Wolf Hasso einmal. Obwohl er für eine solche zähnefletschende Aufgabe sicherlich denkbar ungeeignet war.

Manchmal traten Leute, die den Leinpfad entlangkamen, unachtsam gegen seinen Rücken, quetschten ihm mit ihren Schuhen beinahe die Hand. Dann beehrte Wolf Hasso lautstark auf. Konnten diese Tölpel nicht besser Acht ge-

ben! Wie er bemerkte, schauten die Brüder in solchen Momenten aufmunternd zu ihm herüber.

Im Frühsommer beobachteten die am Ufer Lagernden jeden Sprung von der Brücke mit einem Hauch von jener Spannung, wie sie wahrscheinlich den todesmutigen Gesellen zuteilwurde, die sich an der Copacabana vom himmelhohen Felsen in die brausende Gischt stürzten. So kommt es Wolf Hasso im Nachhinein jedenfalls vor, obwohl er nicht weiß, ob ihm damals von derlei tollkühnen Touristenattraktionen überhaupt etwas bekannt gewesen ist. Dieser Tage hat er bei einer seiner längeren Wanderungen auch die Brücke überquert. Im Gegensatz zu früher machte sie auf ihn einen ungemein nichtssagenden bis beleidigend harmlosen Eindruck. Eigentlich war sie unverändert. Die Fahrbahn in der Mitte, die breiten Bürgersteige rechts und links davon, die massiven Eisengeländer an beiden Seiten aus unterarmdickem Gestänge. Doch drängten jetzt die Autos der Rushhour über die Brücke. Stockender Verkehr, Hupen, die bekannte latente Aggressivität. Aufgeregtheit bebte in der Luft. Alltag halt, kein Abenteuer. Hier würden junge Männer mit knapper Badehose, die sich anschicken, tarzanmäßig in den Kanal hinab zu tauchen, eher lächerlich und deplatziert wirken. Nur wenige Fußgänger sah Wolf Hasso.

Das ist auch früher nicht anders gewesen, da die Brücke außerhalb der Besiedelung liegt und auch damals jeder den Fußmarsch scheute und lieber ein Transportmittel benutzte, sei es ein Fahrrad oder der Linienbus, um das Freibad zu erreichen oder den Stadtteil auf der anderen Brückenseite. Vielleicht ging damals eine besondere Aura von der Brücke aus, weil Autos sehr viel seltener über den groben Asphalt fuhren, die Brücke deshalb gelegentlich wie leergeräumt aussah, wie eine mächtige Beton- und Stahlkonstruktion, die nur gebaut worden war, um auf ihr heroische Mutproben veranstalten zu können.

»Ein Aufmarschgelände beinahe«, dachte Wolf Hasso einmal.

Meist begleitete ein Tross von Kindern die entschlossenen Jugendlichen, wenn sie zur Tat und zum Sprung schritten. Manchmal mitten auf der Straße. Und unten am Ufer machte jeder jeden darauf aufmerksam, dass dort oben wieder ein einsamer Held – auf dem Geländer stehend – der Angst vor der Tiefe trotzen, den inneren Schweinehund überwinden und sich in den trägen Strom des Kanals stürzen wollte. Unten am Ufer stand währenddessen ein Jugendlicher, der dem tollkühnen Gesellen auf dem Geländer signalisierte, ob die Luft rein ist. Will heißen: Kein heran nahender Lastkahn, der gerade die Brücke unterquerte, würde den Sprung schlagartig und äußerst schmerzhaft beenden.

Je heißer die Tage, je größer der Trubel am Kanalufer wurde – hinter den Wolldecken standen ganze Batterien von Fahrrädern, verschieden ausgerichtete Kofferradios sorgten für Sendersalat –, desto mehr verkam der Körper von der Brücke zum Volksvergnügen. Beinahe jeder versuchte es einmal. Sogar Arschbomben waren keine Seltenheit.

»Wie erbärmlich«, denkt Wolf Hasso noch heute.

Er selbst hat immer hohen Respekt vor dem eleganten Flug der wirklichen Könnner verspürt. Mancher der Dilettanten erging sich vor dem Sprung in grotesken Faxen wie ein Clown, andere mimten den unsicheren Seiltänzer, dem es kaum gelingt, die Balance zu bewahren. Na und? Meistens schauten die unten Lagernden kaum hin. Nur wenn zwei Kerle nebeneinander auf dem Geländer einen beinahe artistischen Synchronsprung versprochen, richteten sich die Augen neugierig nach oben. So glaubt es Wolf Hasso jedenfalls in Erinnerung zu haben.

Fest steht: Hatten die Sommerferien begonnen, knatterten auch Jugendliche aus fernerer Stadtteilen auf ihren Mopeds zum Kanal und erhöhten damit das Potential des halbgaren halbstarke Wagemuts. Leider! Wie Wolf Hasso damals

schon bedauerte. Er kann sich im Übrigen nicht daran erinnern, dass jemals ein Polizist oder eine andere vermeintliche Respektperson dem verbotenen Treiben Einhalt geboten hätte.

An jenem Nachmittag war es – anders als an den Vortagen – still am Ufer und auf der Brücke. Ob allen Rabauken der Ausgang verwehrt worden war? Ob in den fernen Vororten der Spirit für die Mofas fehlte? Selbst Rentner mit ihren Hunden hatten eine Chance, über den Leinpfad zu spazieren, ohne von grobgestrickten Typen angepflaumt zu werden. Die Brüder Peter Dani und Paul lagen auf der Wolldecke in der Oase, Wolf Hasso hatte es sich wie üblich auf dem Vorposten in jenem Maße gemütlich gemacht, wie es der steinerne Untergrund zuließ. Die Ausgangslage entbehrte also nicht einer gewissen Idylle: Was jedoch danach geschehen ist, erschreckt Wolf Hasso noch heute. Er zuckt zusammen, beinahe schlotternd, als ihm das damalige Geschehen plötzlich wieder allzu klar vor Augen steht.

Paul Dani gehörte damals zu den Spitzenkräften unter den Brückenspringern. Peter Dani indessen lehnte diese »Kraftmeierei«, wie er das nannte, rigoros ab. »Ich habe andere Qualitäten«, sagte er, ohne ins Detail zu gehen. Peter Dani lag lieber rum am Ufer, träge und nur hellwach, wenn ein Mädchen vorbeikam. Manchmal drehte er am Kofferradio herum.

Paul dagegen: Wie selbstverständlich und nachgerade vornehm er sich auf den Flug in die Tiefe vorbereitete, behutsam die Arme lockerte, die Augen schloss, den Blick nach innen richtete, beinahe meditierte, darin steckte viel Meisterliches. Wie bewusst und entschlossen Paul danach auf das Brückengeländer zuging, es mit federndem Schwung erklomm, um sich darauf siegerähnlich hoch aufzurichten, das nötigte Wolf Hasso mächtig Respekt ab. Man konnte sich derart konzentrierte Sorgfalt bei diesem rüden Menschen eigentlich gar nicht vorstellen.

»Schon gar nicht, wenn man jenen kaputten Typen vor Augen hat, der mir jetzt im Kiosk wiederbegegnet ist«, denkt Wolf Hasso, der am Geländer lehnt und hinunter zum Wasser schaut.

Damals erlebte Paul seine Hochsaison natürlich im Frühsommer, wenn die Besten noch unter sich waren. Mit denen ließ sich fachsimpeln. Deren Lob war ernst zu nehmen. Mit denen fühlte sich Paul Dani auf Augenhöhe.

Für die Trampel, die in den heißen Monaten danach zu Dutzenden vom Geländer aus in den Kanal hüpfen, konnte Paul höhnisch lachend nur Verachtung empfinden. So hatte er seit Wochen die Brücke gemieden, »um mich nicht mit dem Pack gemein zu machen«, wie er sagte.

An jenem Nachmittag allerdings, da die Brücke verwaist von allen Laienspringern zu sein schien, packte Paul die Lust hinaufzuklettern. Sorgfältig bereitete er sich in bekannter Weise auf den Sprung vor. Wolf Hasso auf seiner unbequemen Lagerstatt bemerkte das aus den Augenwinkeln. Dann ging Paul den Leinpfad entlang Richtung Brücke. Er drehte sich noch einmal um und sagte zu Wolf Hasso: »Stell dich mal ans Ufer und pass auf, dass kein Kahn kommt!«

Dann kletterte er die Böschung oberhalb des Weges hoch, von wo aus über eine schmale Treppe die Fahrbahn der Brücke zu erreichen war. Wolf Hasso rappelte sich auf, ging etwas näher zum Ufer hin und schaute den Kanal abwärts. Ein Lastkahn war in einiger Entfernung hinter der Brücke zu erkennen, doch noch so weit weg, dass er – so Wolf Hassos Einschätzung – dem Springer Paul nicht gefährlich werden konnte. »Alles klar!«, dachte Wolf Hasso.

Paul Dani ging oben auf die Brückenmitte zu, um augenscheinlich von dort aus zu springen. Niemand sonst auf der Brücke. Soweit das Wolf Hasso sehen konnte.

Peter Dani, der in der Gebüschhöhle der Oase lag, rief plötzlich fordernd, Wolf Hasso solle mal eben kommen.

Wolf Hasso entgegnete: »Jetzt nicht.«

»Nur einen Augenblick«, bat Peter Dani nun mit sanfterer Stimme.

Wolf Hasso verließ seinen Posten und wendete sich Peter Dani zu. Der wollte ihm nur ein Foto seiner neuen Freundin zeigen.

»Hat sie mir heute geschenkt. Tolle Schnecke!«, sagte Peter Dani.

Wolf Hasso fiel ein, dass er noch nie eine echte Freundin gehabt hat. Hinter sich hörte Wolf Hasso Pauls fast kreischend laute Stimme: »Kann ich springen?«

Wolf Hasso drehte den Kopf halb um, schaute hoch, sah Paul Dani auf dem Brückengeländer stehen und brüllte, ohne nachzudenken: »Ja, ja, du kannst!«

Danach den Blick etwas senkend, schrie Wolf Hasso panisch: »Nein, nein, nicht!«

Der Lastkahn hatte die Brücke bereits mit der Spitze unterquert. Paul Dani war schon gesprungen. Wolf Hasso riss die Hände vors Gesicht, wollte nichts mehr sehen. Dann schaute er doch hin. Glücklicherweise fuhr das Schiff nicht mittig auf dem Kanal, und Paul tauchte knapp neben dem Bug ins Wasser ein.

»Hoffentlich ersäuft er nicht in der Bugwelle«, dachte Wolf Hasso, der sich später darüber wundern wird, dass ihm angesichts des Entsetzens, das er empfunden hat, ein zusammenhängender Satz eingefallen ist.

Der Schiffer kam aus der Steuerkabine gestürzt, war auf dem Kahn nach vorn gelaufen, schimpfend, zeternd und wohl auch hilflos. Er schaute an seinem Schiff längsseits nach hinten ins Wasser des Kanals: Lange nichts, dann tauchte, knapp vor dem Heck, ein Kopf aus dem Wasser auf. Paul Dani, damals ein hervorragender Kraulschwimmer, gelang es, sich im Eiltempo, das beinahe unnatürlich hurtig wirkte, aus dem wasserwirbelnden Gefahrenbereich der Schiffsschraube zu entfernen. Der Schiffer schien schlagartig das Interesse zu verlieren. Er ging jedenfalls gemessenen Schrittes zurück zum Steuerrad.

Wie viel Kraft in Paul noch steckte, wie viel Energie vielleicht gerade der beinahe todbringende Sprung in ihm freigesetzt hatte, spürte Wolf Hasso sogleich, nachdem Paul Dani das Ufer erreicht hatte und die steinige Böschung hochgeklettert war. Solch eine Wut hatte Wolf Hasso bis dahin noch in keinem menschlichen Gesicht gesehen! Paul Dani stürzte auf ihn zu mit den Worten: »Du wolltest mich ermorden! Das hast du mit Absicht gemacht! Ich bring dich um!«

Bevor Paul den Wolf Hasso allerdings packen konnte, um ihm sicherlich windelweich zu prügeln, konnte dieser abhauen. Wolf Hasso rannte den Leinpfad entlang, immer schneller, immer weiter, ohne sich umzudrehen. Eine streunende Katze huschte ins Gebüsch.

Als Wolf Hasso den Blick nach hinten wagte, sah er Paul, der ihn wohl eine Zeitlang verfolgt und dann aufgegeben hatte. Paul ging zurück zur Oase. Wolf Hasso konnte also erst einmal Atem schöpfen. Peter Dani trat auf seinen Bruder zu. Sie umarmten sich und redeten miteinander. Wenn sich Wolf Hasso aus der Entfernung nicht täuschte, blieben sie dabei ruhig und entspannt.



Žarko Radić, Coverentwurf zu »Pokalkampf«

»wo ich vorbeigehe ist glühendes Eisen vorbeigegangen«
Tristan Tzara

Theater in der Kneipe

Für die Premiere hatte Sam den Saal einer ziemlich verrufenen Kneipe ausgewählt. Früher hatten dort die ruppigsten Bands gespielt, die Sänger oft mit einem blauen Auge von einer Schlägerei in der Nacht zuvor, seit einiger Zeit wibbelten in dem grünlich tapezierten Raum an den Wochenenden die Tanzpaare zur Diskotheken-Musik auf den derben Bodendielen herum. Ich kannte diese fragwürdige Gastronomie vorher noch nicht, man hatte mir nur davon erzählt. Sam schien dort schon öfter gewesen zu sein, denn der Wirt begrüßte ihn mit Handschlag. Ich war schon daran gewöhnt, dass die meisten mir fremden Menschen, denen wir mit Sam begegneten, mit diesem schon bald etwas zu tuscheln hatten. Auch bei dem Wirt war es nicht anders, und ich fragte mich, welche Geheimnisse zwischen Zapfhahn und Bierfilz dieser bullige Typ mit Sam auszutauschen hatte. Zwei müde Krieger hingen an der Theke. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie sich zu einem Publikum verwandeln könnten, das unserer gewagten Bühnenakrobatik frenetisch applaudieren würde. Sam nickte mir aufmunternd zu, so, als könnte er meine Bedenken ahnen. Doch bevor ich allzu mürrisch werden konnte, wurde ich überrascht von dem Elan, mit dem der Wirt unsere Vorbereitungen unterstützte. Als würde seine Dauerkarte für das Theater der Nachbarstadt und nicht für den hiesigen Fußballverein gelten, wollte er alles über unser Stück wissen, über uns als Schauspieler, über Konzeptionen und Beweggründe. Wir kamen kaum nach, ihm alles zu erklären, und mussten uns als Antwortgeber für ihn ablösen, um auch einmal ein kurzes klärendes Gespräch untereinander führen zu können. Was die Einrichtung der Bühne und des Zuschauerraums anbetraf, schien der Wirt über unbegrenzte

Mittel zu verfügen. Er war regelrecht verblüfft, als wir ihm unsere eigentlich bescheidenen Wünsche eröffneten. »Dieser Mann ist ein Knaller«, sagte mir Sam später. »Man darf sich eben niemals nur vom Äußeren leiten lassen.«

Als ich Tante Maria so nebenbei von unserem Auftritt erzählte, hellte sich ihr Blick auf. Sie kannte das Lokal. Dort hätten früher vornehme Tanztees stattgefunden. Sie selbst hätte sich einen Besuch stets verkneifen müssen, dafür wäre nie genug Geld im Beutel gewesen, doch andere hätten davon geschwärmt, wie nett man dort an den Fensertischen sitzen konnte. Hätten gejubelt über die Qualität des Kuchens und der Damasttischdecken. Der alte Schuppen schien schon bessere Zeiten gesehen zu haben. Anspruchsvolle Tage, fernab von dumpfer Bieratmosphäre und einer Theke, die im Schankraum fast von Wand zu Wand reichte.

Mir fiel auf, wie lange ich schon bei Tante Maria wohnte. Mir erschien diese Zeitspanne so endlos ausgedehnt, als hätte ich Tante Maria noch höchstpersönlich zum Besuch in jenes feine Café einladen können, in dessen abgewracktem Überbleibsel wir jetzt unsere Bühnenkulisse aufbauten. Hätte ich jemanden gekannt, der in meinem Alter noch mit seiner alten Tante in einem Haus leben würde, von ihr versorgt, wäre der mir seltsam und zurückgeblieben vorgekommen. Als lächerlicher Nesthocker, Hosenscheißer, lebensuntüchtig und auf dem Weg zu einer ausgeprägten Homosexualität. Sagt man ja so. Mich selbst sah ich da ganz anders. Ich hatte mein Leben draußen, außerhalb der heimeligen vier Wände, zu bestehen, als Straßenkämpfer, Häuserschluchten-Indianer, als Sams Fahrtengänger. Der Platz, an dem ich mein Haupt zum Schläfe niederlegte, die seltenen Gelegenheiten, da ich mit der Tante den Abendbrottisch teilte, waren mir immer unwichtiger geworden. Der Wunsch, mir wie Sam eine eigene Wohnung zu nehmen, mein Leben auf eigene Beine zu stellen, so nennt man das wohl, hatte mich deshalb bisher nicht sonderlich be-

wegt. Auch meinen Job spulte ich routiniert ab, ohne dabei allerdings allzu lastende Langeweile zu empfinden. Mir war eher unbewusst klar geworden, dass nur ein solider Hintergrund die Ekstasen der Freiheit ermöglicht.

Der Saal fasste ungefähr 150 Zuschauer. »Kein Problem«, erwiderte Sam auf meinen Zweifel, ob sich so viele Leute in die abgelegene Gegend verirren würden. Er würde ja nichts dem Zufall überlassen, sondern »in meinen Kreisen«, so drückte er sich aus, kräftig dafür Reklame machen. Ich war über seine Formulierung etwas verwundert, hatte ich doch angenommen, wir, die kleine Theatergruppe, wären »seine Kreise«. Doch egal. Hauptsache, er konnte genügend Publikum rekrutieren. Der Wirt ließ Vierfarb-Plakate anfertigen, die an den Zäunen und Hauswänden der Umgebung großformatig für unsere Premiere warben. Auch in der Lokalpresse stand eine kurze Ankündigung.

Ich hatte nach einer gewissen Eingewöhnung die Bruchkneipe als Premierenplatz akzeptiert. In VHS-Räumen oder im noblen Gesellschaftszimmer der Rathaus-Schänke hätte ich unsere Inszenierung sicherlich höchst ungern aus dem Taufbecken gehoben – schon die exzessive Vorbereitung verbot es, den Rahmen bequemer Bürgerlichkeit dafür zu wählen. Auch in einem konventionellen Theater wäre mir unsere Einübung als Fremdkörper vorgekommen. Ich war damals – mangels hinreichender Vergleichsmöglichkeiten – fest davon überzeugt, dass ein Theaterspiel, wie wir es boten, noch nie auf der Bühne zu sehen gewesen war. Ich vertraute Sams wuchtiger Entscheidung, dass wir in der »Dampflok«, so hieß unsere normalerweise mäßig beleuchtete Premieren-Gastronomie, »exakt richtig« seien.

Schwankend wurde ich in dieser Einschätzung, als die ersten Zuschauer sich in den Raum drückten und auf den in lockere Reihen gerückten Stühlen Platz nahmen. Es waren zumeist Typen, die man in Skatrunden und an Stammtischen erwartet hätte, vielleicht sogar in Hehlerstuben. Die meisten der verlebt wirkenden Gestalten kannten bestimmt

die Pferdewetten der vergangenen zwei Jahre auswendig, doch sicherlich nicht einen unsterblichen Vers unserer Dichter. Sie spielten möglicherweise in der Jackentasche mit spitzigen Messern herum. Und mit der Wahrheit hatten sie es bestimmt noch nie genau genommen. Gehörten sie zu denjenigen, die ihrer Ehefrau vorwarfen, dass kein Schluck Bier im Haus sei »und du kaufst Milch für die Kinder?« Ganovenvisagen glaubte ich zu erkennen, harmlos vielleicht, doch nicht gerade motivierend für eine Theaterreise zu höchsten Sehnsüchten und dramatischen Qualen. Ich erinnerte mich an einen Nachmittag vor längerer Zeit, als Sam und ich an einem Vorort-Sportplatz vorbeigekommen waren, auf dem fettleibige ältere Herren versuchten, so etwas wie ein Fußballspiel zu imitieren. Und während sie das Leder mal hierhin und mal dorthin schoben, der Torwart zündete sich derweil eine Zigarette an, übertönten sie sich gegenseitig mit lauten Schreien, Anweisungen und Beschimpfungen, als ginge es bei ihrem Kicken um die Weltmeisterschaft. Und während diese Lautkulisse herüberschallte, spazierten Sam und ich am Rand des Spielfeldes entlang und unterhielten uns über Details unseres Theaterabends, über den Wunsch, mit dem Bühnengeschehen eine blitzgescheite Welt zu beflügeln, die Menschen zu tiefsten Gefühlen anzuregen. Das Nebeneinander von Kickergebrüll und unseren feinsinnigen Grübeleien empfand ich als äußerst angenehm. Ich erlebte diese sich in Gegensätzen ergänzende Situation als poetisch und bis zu einem gewissen Grad wirklichkeitsenthoben. Doch während die Rabauken auf dem Spielfeld von uns keine Notiz nahmen, sollten ähnliche Gestalten jetzt unser Publikum sein – als direkte Konfrontation. Von seinen geschäftlichen Bekannten – Sam hatte feinere Herrschaften im Fischgrätenzwirn angekündigt – saß augenscheinlich niemand da. Der Wirt machte mit einem Gong darauf aufmerksam, dass die Vorstellung jetzt beginnen würde. Zwei Scheinwerfer waren der kleinen Bühne gegenüber aufgebaut worden, die

nun aufflammten. Henriette trug einen knappen Fummel, was die trübe Bande auf den Stühlen zu anerkennendem Pfeifen veranlasste. Ich hätte am liebsten die Bühne sogleich wieder verlassen. Die ersten zehn Minuten dachte ich immer wieder: Gäbe es doch einen Vorhang, möglichst einen eisernen oder aus soliden Holzbrettern, der von der Decke niedersausen und dem unwürdigen Zustand ein Ende bereiten würde. So mussten sich im Mittelalter die Spielleute gefühlt haben, wenn sie wohlgestaltete Verse unters respektlose Publikum bringen wollten und ausgelacht wurden. Oder Karnevalisten, wenn die Jecken die denkflinken Scherze nicht kapierten und sie ausbuhten. Und ich fühlte mich jenen Lehrern verbunden, die vor unwilligen Schülern reden und plötzlich eine Stahlkrampe am Hals verspüren, abgeschossen aus einer hinterhältig hochgehaltenen Zwillie. Nachdem Heinz den einführenden Monolog gesprochen hatte und unser Schauspiel recht eigentlich beginnen sollte, rief jemand aus dem Publikum nach Bier, und ein anderer warnte ihn: »Pass auf, das schmeckt hier nach Essigwasser.« Allgemeine Heiterkeit, die mich beinahe den Text vermässeln ließ. Ich schaute hinunter zu Sam, der in der ersten Reihe saß. Ich sah, wie er die Fäuste auf den Oberschenkeln ballte und mir zunickte. Die Unruhe hielt geraume Zeit an, so dass ich am liebsten in die Reihen gebrüllt hätte: Ruhe! Hier wird gerade ein Theaterstück aufgeführt! Doch das hätte ich als unprofessionell empfunden. Ich versah meine Rolle, so gut es ging.

Als wir allerdings jene Szene erreicht hatten, wo ich Henriette verspreche, alles für sie tun zu wollen, um ihr Held zu werden, wurde es still unter den Zuschauern. Ich zählte auf, wozu ich bereit wäre, um mein Ziel zu erreichen, dass ich lügen, betrügen, tricksen, hintergehen und selbst vor körperlicher Gewalt nicht zurückschrecken würde. Ich spürte fast körperlich die Spannung, die sich im Publikum ausbreitete. In diesem Moment begriff ich, dass sich mein Leben auf den heutigen Abend zubewegt hatte: auf diesen

Kontrast zwischen Bühne und Parkett – wir hier oben die Wissenden, wie das Spiel weitergehen würde, und unten der Zuschauer, der nach dem Fortgang der Handlung gierte und unter der Elektrizität des Spannungsbogens fast zerbarst. Um die Neugierde des Publikums zu steigern und damit noch stärker genießen zu können, baute ich spontane Sätze in meine Rede ein, ohne damit den Fortgang des Stücks zu beeinträchtigen. Einen Augenblick blickten Heinz, Henriette und – wie ich mit einem Seitenblick erkannte – auch Sam verwirrt, doch als sie registrierten, wie gekonnt ich mit den Extempores umging, spiegelte sich auf ihren Gesichtern satte Erleichterung, die natürlich so behutsam blieb, dass das Publikum davon nichts bemerkte. Ich schritt also voran, um für Henriette zum Helden zu werden, sie folgte meinen Plänen so begeistert, als würden wir uns im realen Leben und nicht auf der an manchen Stellen knarrenden Bühne befinden. Diese Geräusche mochten rhythmushackende Bands früher nicht gestört haben, ich wurde davon kurzzeitig nervös, bevor mich der Phantasieraum des eigenen Spiels davon befreite und auf wohlthuendem Abstand hielt.

Während der Proben waren das Ziel meines Heldenlebens Plastiken, Bücher und Gemälde gewesen, die ich mit aller Macht erringen wollte. Einmal hatten wir aus Jux diese kulturbeflissenen Güter gegen einen Korb mit frischen Landeiern ausgewechselt, für die Uraufführung hatte Sam eine eher konventionelle Beute, einen sehr volksverbundenen Wunschtraum gewählt: eine Kassette voll mit Geschmeide. Natürlich nicht echt, nur Tand und Talmi. »So was kommt beim Publikum in einer Kneipe bestimmt am besten an«, erklärte Sam seine für uns überraschende Entscheidung. »Das will jeder haben.« Als würden wir ein See- räuberstück spielen. Sam wollte uns verklickern, dass ihm die Nachbildungen vom Fundus des Theaters in der Nachbarstadt geliehen worden wären. Ich glaubte ihm das nicht.

Eigentlich war es mir egal, woher Sam die glitzernden Imitate hatte.

Ich steigerte mich so sehr in eine geschmeidige Rage hinein, dass selbst die hehren Schauspieler, die auf den Fotos in Sams Wohnung abgebildet waren, darüber verblüfft gewesen wären. Als wäre ich zu einer willentlichen Persönlichkeitsspaltung fähig, schlüpfte ich in blitzschnellem Wechsel in die Figuren meiner Gegner hinein, der Widersacher, die mich auf meinem Weg zum bestaunten Heroen behindern wollten. Ich sprach mal dumpf-dröhnend, dann fistelnd, später krächzend und schließlich mit meinem normalen Timbre. Ich war wölfisch oder lammfromm, heuchlerisch, grüblerisch oder grundehrlich, wie es gerade für den exakten Fortgang gebraucht wurde. Meine Mimik und Gestik veränderte sich drastisch und perfekt. Ich kam mir fremd vor und gleichzeitig vertraut. Für kurze Zeit wusste ich nicht mehr im Geringsten, wer ich eigentlich war – draußen im Alltag. War ich wirklich dieses harmlose Kerlchen aus dem Großhandel, dieser verwandtschaftlich zugeordnete Kostgänger einer alten Frau? Wohin hatte sich der ungeschickte Tropf verkrümelte, der in jede Pfütze patschte, wenn er nicht krampfhaft aufpasste? Und meist alles noch schlimmer machte, wenn er helfen wollte.

Mich hätte nicht gewundert, wenn ich plötzlich zum lichten Flug durch den Zuschauerraum abgehoben hätte, dem Publikum von oben huldvoll zuwinkend. Das war keine Theatervorstellung mehr, sondern eine Séance. Zwischendurch stolperte ich immer mal wieder in meine eigentliche Person zurück. Selten war ich so glücklich. Henriette kam an manchen Stellen mit ihrem Text kaum hinterher. Vielleicht ließ auch meine schauspielerische Brillanz ihre Stimme und ihr Gedächtnis stocken. Sie hätte zeitweise direkt Angst vor mir bekommen, sagte sie später. Wenn ich kurz hinunterblickte zum Auditorium, saßen dort für mich keine alten, abgerissenen Lumpen mehr, sondern nur noch

Menschen wie der alte Heinrich von früher, Vertraute, denen ich mich vorbehaltlos öffnen konnte.

Als ich die Kasette errungen hatte, berührten Henriette und ich die Armreifen, Colliers, Perlenketten und Broschen so behutsam, als seien sie nur als Vision vorhanden und würden sich bei allzu festem Zugriff sogleich in Nichts auflösen. Wir ließen die scheinbaren Kleinodien langsam durch die Finger gleiten, tupften hier ein nicht vorhandenes Stäubchen und wischten dort ein winziges Fleckchen weg. Wir betrachteten die glitzernden Steine an den Fingerringen begeistert immer wieder von allen Seiten, als seien es lupenreine Diamanten und nicht irgendein Glaskram. Alle Begehrlichkeit hatte sich erfüllt, jeder Trieb nach Ruhm und Ehre, nach Bedeutung und Aufmerksamkeit war befriedigt: Das Paar, das wir auf der Bühne darstellten, würde kein Eheversprechen, keinen Treueschwur mehr benötigen, um einander vertrauen zu können, einander unverbrüchlich verbunden zu sein. Happy End total.

Und obwohl sich dieser Höhepunkt der Handlung in einer langen, ungewöhnlich ruhigen Szene aufbaute, Heinz stand dabei schweigend im Halbdunkel des Hintergrunds, regte sich im Zuschauerraum kein Laut, kein Scharren der Füße, nicht einmal das unvermeidliche Hüfteln war zu hören. Dann wurden auch Henriette und ich auf der Bühne still, es schien, als würde jeder im provisorischen Theaterzimmer in seinem Leben und Denken innehalten, als wolle jeder diesen Moment höchster Konzentration auskosten, der nicht zu Ende gehen sollte: Bühne und Zuschauerraum verschmolzen zu einer fast atemlosen Einheit. So kommt es mir heute jedenfalls vor. Vielleicht war es nicht ganz so drastisch. Der Applaus jedenfalls steigerte sich zu Ovationen. Stehenden selbstredend. Ich wusste gar nicht, dass alte, ausgemergelte Knaben so flink von ihren Sitzen aufspringen können. Wie junge Hüpfen.

Ich hätte bis dahin nicht gedacht, dass Sam einem »gemütlichen Beisammensein« etwas Reizvolles abgewinnen könn-

te, diesem demonstrativ lockeren Zusammenhocken in Vereinsheimen oder an Kaffeetafeln. Dort, wo wahllos gequatscht wird, was dem Jeweiligen gerade in den Sinn kommt, und jeder bereit ist, die Dummlichkeiten des anderen großzügig lächelnd zu tolerieren oder zu übergehen. Obwohl er vielerlei Kontakte unterhielt, wie ich wusste, schien Sam mir im Grunde ein Einzelgänger geblieben zu sein, gezwungenermaßen sogar, weil eben nur wenige Menschen seinen Ansprüchen gerecht wurden. Sam auf der Kegelbahn, bis dahin für mich ein undenkbares Bild. Während der Premierenfeier entpuppte sich Sam als Stimmungskanone, als wäre er der Knüller bei Schützenfesten und Karnevalsfeiern. Er lachte über schale Witze, begeisterte sich für jeden schiefen Vergleich und bestellte beim Wirt lauthals »Noch ne Runde«. Er saß am übervollen Stammtisch, einen älteren Mann und eine dralle Dame neben sich, für mich Prototypen jener Menschen, die immer recht haben wollen, selbst dann, wenn sie offensichtlich falsch liegen. Die hitzige Art, wie sie sprachen, der entschlossene Zug in ihren Gesichtern, bestätigte mich in dieser Vermutung. Sam schien ruhig auf die ihn gestenreich Bedrängenden einzugehen. Wahrscheinlich wird er in Kürze sogar einen Lottotippschein ausfüllen, um sich den Menschen auf den Marktplätzen dieser Welt verbunden zu fühlen. So dachte ich mit schmunzelndem Ressentiment, denn natürlich war ich viel zu gut gelaunt, um Sams scheinbaren Absturz in die Dumpfheit der Masse bekritteln zu wollen. Ich legte ja ebenfalls im Zigarettenqualm der Kneipe, umgeben vom Gewirr der Gesprächsfetzen, keinen Wert darauf, mit wem ich gerade über die verborgenen Gründe unseres Premierenerfolges redete und von welcher wenig vertrauensvoll wirkenden Person ich zu weiteren Bühnenleistungen angespornt wurde. Im Laufe der Stunden, und wir saßen noch lange in der Kneipe, auch, als draußen die Reklame schon abgeschaltet war, kamen immer wieder Männer zu mir hin, die mich fragten, wie wir auf das The-

ma des Stückes gekommen seien. Ob ich Ähnliches selbst erlebt oder jemanden kennen würde, von dem ich dazu Anregungen erhalten hätte. Besonders die Konsequenz, mit der die zentrale Person unseres Stückes ein bestimmtes Ziel erreichen wollte, wie skrupellos sie dabei vorgegangen war, schien die Phantasie unseres schlichten Publikums angesprochen, einen bestimmten Nerv getroffen zu haben. Der eine hatte in der Nachkriegszeit das ganze zertrümmerte Deutschland durchstreift. »Ich wollte meine Frau wiederfinden, und es ist mir gelungen«, erzählte er mir stolz. Dazu hätte er keinen DRK-Suchdienst gebraucht. »Nur manchmal meine Fäuste«, sagte er, und ich glaubte, Stolz im Tonfall erkennen zu können. Für einen anderen stand fest, dass ich einen meiner Gegner auf dem Weg zum gelobten Ziel, den ich besonders eklig dargestellt hatte, durchaus hätte abmurksen müssen. »Manchmal lässt dir das Schicksal keine andere Wahl«, sagte er mit plötzlich heiserer Stimme, und ich wollte gar nicht so genau wissen, was er damit meinte. Er wirkte mit seinem buschigen Schnäuzer und den schmalen Augen, die mir hinterhältig vorkamen, besonders ganovenhaft. Mich beschlich die Befürchtung, dass er aus Erfahrung sprechen könnte. Ein dritter schließlich tönnte, er wäre fast zum Alkoholiker geworden, weil er mit seinem Schieber so viel hätte saufen müssen, um einen bestimmten Posten zu ergattern. »Mir kam der Sprit an den Ohren raus, aber ich habe nicht aufgegeben«, rief er so laut, als müsse es die ganze Kneipe hören. »Aber du bist auch heute noch gut im Training«, sagte sein Tischnachbar. Ich hätte nicht geglaubt, dass ich mich in einer Räuberbande einmal so wohlfühlen würde, dachte ich und musste lachen über meine Leichtsinnigkeit. Obwohl mir Sam am nächsten Tag klarmachen wollte, dass es sich bei der ganzen Bagage nur um harmlose Zechpreller, Spinner und Rentner gehandelt habe.

Während ich mich also mit meinen rauen Gesellen befasste, saß Henriette etwas abseits an einem kleinen Tisch in der

Nähe der Garderobe. Sie schien erschöpft zu sein. Manchmal schaute sie freundlich zu mir hinüber. Ich fragte, ob alles in Ordnung sei, ob ich etwas für sie tun könne. Sie schüttelte den Kopf. Es reichte ihr anscheinend, nur in den trubeligen Raum hineinzuschauen. Wie eine Köchin, die nach dem Mahl die zufriedenen Gäste genießen möchte. Dann bemerkte ich, dass Sam gelegentlich mit starrer Miene, die kein Lachen mehr andeutete, zwischen den ihm umschwirrenden Fans unserer Theaterkunst saß. Sie redeten auf ihn ein, wollten weitere Vorstellungstermine wissen, um in der Bekanntschaft dafür Werbung zu machen, oder griffen ihn begeistert bei den Schultern, um ihn anerkennend nahezu durchzuschütteln. Er gab kurze Antworten auf ihre Fragen, versank aber sofort wieder in Schweigen, als würde ihn plötzlich etwas bedrücken, das ihn nicht mehr loslassen wollte. Etwas Unangenehmes, das unseren Triumph beständig stärker zu überschatten drohte. Henriette setzte sich neben ihn, sie schien zu wissen, was da plötzlich wie eine beißende Brühe in ihm hochgestiegen war. Sie legte ihre Hand auf seinen Unterarm, sagte nichts. Auch Heinz, der bis dahin launig zwischen breitschultrigen Plaudertaschen am Tresen gestanden hatte – ich wusste gar nicht, dass er ein so begnadeter Theketurner war –, hockte sich neben Sam und schließlich auch ich. Mir kam vor, als würden wir vier uns mitten in einem unsichtbaren Lichtkegel befinden, hinter dem die Kneipenclique im Dunkel verschwand. Obwohl wir kaum etwas sprachen, fühlten wir uns als verschworene Gemeinschaft. Unsere Probenarbeit empfand ich in diesem Moment als so etwas wie mein Lebenswerk. Und Sam hatte mir dazu verholten. So sah ich es jedenfalls. Damals. Sam verschwieg Heinz und mir beharrlich, welche Last sich plötzlich auf ihn gelegt hatte. »Für euch unwichtig«, meinte er nur.

Ich vermutete später, dass Sam schlagartig klar geworden sein könnte, dass er sich hier, zwischen all den schwafelnden Sprücheklopfern, stumpfen Schwarz-Weiß-Denkern

und halbbetrunkenen Panneköppen genau dort befand, wohin er nie wollte – in den Niederungen der Gewöhnlichkeit. Als wäre er wieder bei seinen Eltern eingezogen. Die sich zwischenzeitlich endgültig auf die Grundbedürfnisse Essen, Trinken, Schlafen reduziert hätten. Dass unabweisbare Wut sich in ihm breitgemacht hatte, die er nur mit Mühe unterdrücken konnte. Gegen sich selbst und gegen die anderen sowieso. Und ich dachte mit Wehmut zurück an unsere Spaziergänge, durch den Forst, über die Höhen. Wie oft hatten wir dabei überraschende Formulierungen ausgeheckt, an denen wir mit Eifer feilten, bis die Sätze neu und unverbraucht funkelten. Wie weit war das entfernt von dem Gewäsch und vorhersehbaren Plattitüden, mit denen sich Kneipenhocker verständlich zu machen versuchen.

O, ich Trottel, wie falsch hatte ich Sam eingeschätzt! Seine Sorge hatte handfestere Gründe.

Unsere Gesprächspartner bemerkten den Stimmungswandel, und nach einer kurzen Weile der Verunsicherung begannen sie, über andere Themen zu reden. Wo der billigste Schrauber zu finden sei und wer das nächste Fußballspiel gewinnen werde. Mir war nach der überschwänglichen Euphorie, die auch etwas Lästiges an sich haben konnte, die neugewonnene Sachlichkeit ganz lieb.

Dann hatte Sam die melancholische Phase überwunden und begann, unsere Aufführung noch einmal in allen Einzelheiten durchzukauen. Mit sich steigender Begeisterung. Ich war darüber etwas verwundert und verspürte Unwillen. Eigentlich wollte ich unseren Erfolg nunmehr still genießen, wie es Henriette anscheinend zu Beginn der Premierenfeier bevorzugt hatte. Doch Sam, Dämon in solchen Dingen, schaffte es, uns mit seiner Emphase anzustecken. Und schon wieder war ich bereit, alles zu tun, um ein gewisses Ziel zu erreichen. Um zum Helden zu werden. Eigentlich wollte ich von all dem kaum noch etwas hören, kam es mir nun doch langsam ziemlich abgedroschen vor.

So musste ich innerlich schmunzeln über meine Bereitschaft, Sams erneuten Aufgalopp mitzutragen. Diesmal blieben wir unter uns. Doch bin ich mir sicher, dass die anderen Gäste unser heißblütiges Nachkarten mit Wohlwollen betrachteten.

Wir waren gerade bei der seligen Erinnerung an den frenetischen Schlussapplaus angelangt, als der Wirt an unseren Tisch trat. Er war beim Ansturm der Gäste aus dem Zuschauerraum hektisch hinter der Theke beschäftigt gewesen und hatte sich deshalb bislang nicht um uns kümmern können. Obwohl er kurz vor der Premiere versprochen hatte: »Wenn's klappt, bin ich der erste, der ne Pulle Schampus köppt.« Diese balancierte er jetzt auf der Handfläche. Seine ältliche Schwester, die er für den Abend als Aushilfe angeheuert hatte, damit auch er unseren Auftritt sehen konnte, während sie derweil die Kneipe versorgte, stellte ein Tablett mit Sektgläsern neben uns auf den Tisch. Wir stießen an, der Wirt setzte sich hin, und nun begann er ebenfalls, den Ablauf der Vorstellung zu memorieren. Erst sperrte ich mich dagegen, doch dann wurde ich neugierig. Der Wirt hatte in der Inszenierung gänzlich andere Glanzpunkte als wir entdeckt, lobte uns mit kuriosen Argumenten, die dem Tresenalltag entlehnt waren, zog Parallelen zu Klassenkameraden und verriet uns, dass auch seine Frau manchmal Wünsche äußern würde, »da kann ich nur die Ohrmuscheln umklappen«. Wir amüsierten uns ganz erheblich, und ich erinnerte mich an die Lehreraufforderung vergangener Tage, die lautete: Erzähl die Geschichte mal mit deinen Worten! Auch damals entstanden bei manchen Mitschülern groteske sprachliche Verrenkungen, die dem Geschilderten jegliche Ernsthaftigkeit austrieben. Man sagt gemeinhin, Wirte müssen einen ganz besonderen Kick für ihre Gäste besitzen, um sich zu etablieren. Unser Wirt war einer dieser Glücksfälle. Nur als er begann, Persönliches aus uns heraus zu kitzeln, bockten wir. Erst Sam, dann auch wir anderen. Der Wirt merkte das, sofort schwenkte

er um. Er ging hinter die Theke und nahm vom Regal dahinter einen der dort stehenden Vereinspokale. Eine etwas kleinere Variante als gemeinhin üblich, aber immerhin. Der Wirt kam zu uns zurück und überreichte mir die Trophäe mit vornehmer Geste. »Für den Sieg«, sagte er. Ich fühlte mich einen Augenblick lang als Hobbykicker oder Taubenzüchter, der bei der Jahreshauptversammlung seines Vereins ausgezeichnet wird. Im Kreis der deftigen Kollegen. Zunächst wunderte ich mich, dass der Wirt so freiweg einen Pokal verschenkte, der jemand anderem zugeeignet war. Doch dann sah ich, dass das kleine Metallschildchen, in das normalerweise der Siegernamen und die jeweilige Meisterschaft eingraviert sind, noch leer war. Der Wirt bemerkte meine Irritation. »Den Pokal habe ich für den Vorsitzenden des Billardclubs gekauft. Für die Regionalkämpfe in zwei Wochen«, klärte er mich auf. »Kauf ich einfach einen neuen. Dort«, sagte er und wies auf das silberne Metall, »können sie jetzt ihren Namen einritzen lassen.«

Beglückt und freudig und durchaus im klaren Wissen, dass ich hier einen Blechkübel und keine wertvolle Rarität entgegennahm, bedankte ich mich. Ich stellte den Pokal neben mich, wollte mich ungezwungen weiter unterhalten und bemerkte, dass es mich immer wieder dazu drängte, einen Blick auf meinen glänzenden Gewinn zu werfen. Denn gut poliert, das war er. Kam ja direkt aus einem Fachhandel, in dem solche Trophäen im Schaufenster standen. Ich erinnerte mich, wie ich als Kind bewundernd davor stehen geblieben war. Auch mein Spiel mit den kleinen silbernen Kickern und Mini-Tauben auf schwarzem Holzsockel in der Gaststätte am Stadtrand fiel mir wieder ein. Zunächst wollte ich den Pokal mit einer gewissen Selbstverständlichkeit zur Kenntnis nehmen, weil meine imposante Leistung auf der Bühne eine solche Ehre fraglos rechtfertigte. Doch je länger der Pokal neben mir stand, zwischen überquellendem Aschenbecher und halb geleerten Biergläsern, auch ein

mit Senf bekleckter Teller stand da, weil jemand eine Knackwurst gegessen hatte – je mehr mir also die banale Umgebung deutlich wurde, in der mein Pokal sein tristes Dasein fristen musste, desto mehr drängte es mich dazu, ihn zu retten und ihm ein angemesseneres Plätzchen zu verschaffen. Auch konnte ich mich kaum gegen das Bedürfnis wehren, den Pokal immer mal wieder – wie unabsichtlich – mit der Hand zu berühren, kurz darüberzustreichen. So, als könne der Pokal, totes Material wohl gemerkt, plötzlich behaglich schnurren wie eine Hauskatze. Als mir dieser Gedanke durchs Gehirn sprang, zog ich meine Finger zurück. Das kam mir denn doch zu blöd vor.

Ich täuschte plötzliche Müdigkeit vor, fragte, wie lange das hier noch dauern würde, ob wir nicht bald abhauen wollten. Wir waren weit von zu Hause entfernt, und Sam hatte vorgeschlagen, dass er »ein Taxi in die Kolonne schmeißt«, wenn sich unser Auftritt als Erfolg erweisen sollte. Und das war ja ohne Zweifel der Fall gewesen. Auch Heinz und Henriette wollten gern aufbrechen. So schloss sich Sam diesem Wunsche an, obwohl er gern »weiter einige der Gäste auf ihre Schlichtheit hin überprüft hätte«, wie er im Taxi sagte. Endlich erkannte ich unseren Regisseur in seiner vertrauten Blasiertheit wieder.

Ich saß mit Heinz und Henriette hinten im Taxi, Sam vorn neben dem Fahrer. Nach einer Weile bemerkte ich, dass ich den Pokal mit beiden Armen umfasst hielt – wie ein Neugeborenes. Die Intimität, die ich plötzlich zu diesem kühlen Stück Metall empfand, störte mich nicht.

Zunächst stieg Heinz aus, dann Henriette. Sam begleitete sie nicht, da er in dieser Nacht unbedingt in seiner eigenen Wohnung schlafen wollte. Während der Weiterfahrt drehte er sich zu mir um und erklärte: »Ich muss morgen schon früh auf und fit sein. Ich habe spannende Dinge vorzubereiten. Du wirst davon noch hören.« Als er sah, dass ich mit meinem Pokal wie hingekuschelt im Eck des Wagenfonds

saß, musste er lächeln und sagte: »War doch ne tolle Sache. Dir geht's gut, nicht wahr?« Ich nickte. Wie bedauerte ich nun, während meines Bühnenauftritts nicht die goldfarbene Jacke getragen zu haben. Gegen die harsche Anweisung von Sam übrigens. Doch zu sehr hatte ich befürchtet, mit dem dezent schimmernden Chic so gleich dem Hohngelächter eines grobgewirkten Publikums ausgesetzt zu sein.

»Nur ein Trugbild trennt uns von unserem Glück«
Farid Lariby

Der Antiquar

Was hatte Johny erwartet? Ein efeubewachsenes Herrenhaus mit Säulen draußen und Stuck an den Decken drinnen, ein rustikales Landgut mit Kutschwagen vor dem Eingang oder die Miniaturausgabe eines verwünschten Schlosses? »Keine Ahnung«, denkt Johny. Vieles hätte er für möglich gehalten, nach dem, was ihm Bea über die Gestalt des Antiquars angedeutet hatte, doch hätte er nie daran gedacht, dass sie ihn in einem Gebäude treffen würden, das an biederer Schlichtheit kaum zu übertreffen ist: als Eigenheim, Resultat eines jahrzehntelang eifrig betriebenen Bauparvertrags etwa, oder als soliden Alterssitz, in Selbsthilfe an Wochenenden empor geschuftet – so könnte man das eingeschossige Haus beschreiben, dessen Johny und Bea ansichtig werden. Eine völlig schmucklose Konfektionsware, rechteckiger Kubus, dunkelrot verklindert, mit einem ebenso handelsüblichen Satteldach darauf. Nur der Vorgarten ist etwas verwildert. Das gibt Johny Hoffnung. Bea bemerkt Johnys irritierten Blick und lächelt. »Abwarten«, sagt sie leise. »Alles Tarnung?«, fällt Johny ein. Er würde das begrüßen. Und er erinnert sich daran, dass er seinerzeit zunächst ernüchtert geglaubt hatte, Bea würde in einer

gesichtslosen Neubau-Siedlung wohnen, bevor er ihrer fraglos abenteuerlicheren Bleibe ansichtig geworden war. Mit dem Figurenlabyrinth der Mutter. Ihn irritiert allerdings nach wie vor, dass dieses Antiquariat ohne Schaufensterauslagen auszukommen scheint; nur zwei kleine Fenster in der Vorderfront. Auch kein Eingang mit Türglocke, die drinnen dem Antiquar verrät, jemand ist eingetreten, um erlesenes Mobiliar oder betagte Bücher zu erwerben. »Vielleicht kommt man hinten rum rein«, denkt Johnny. Und er erinnert sich an einen Schreibwarenladen mit angeschlossenen Getränkehandel, in dem er als Jugendlicher auch noch nach Feierabend etwas bekommen konnte. Man musste nur hinten rum an ein Fenster klopfen, das die Ladenbesitzerin, die dort ihre Wohnung hatte, öffnete, um nach dem Gewünschten zu fragen. Und tatsächlich schlägt Bea einen Weg ein, der um das Gebäude herum führt. Doch auch die Rückfront ist völlig unspektakulär. Die gleiche schlichte Verklinkerung samt unauffälligen Fensteröffnungen. Nur die Eingangstür in der Mitte. Darauf steuert Bea zu. Johnny folgt ihr – gespannt und neugierig.

Die Tür besitzt keinen Knauf, sondern eine Klinke. Bea drückt diese wie selbstverständlich nach unten, als sei ihr das seit langem vertraut. Die Tür öffnet sich. Sie treten ein. Ein schmaler Flur. Er riecht nach Tabak.

Ein dunkler Flur. Johnny fällt auf, wie oft er in letzter Zeit einen solchen durchqueren musste, um danach einen für ihn noch unbekanntem Raum zu betreten: bei Bea war's so gewesen, bei Gerd und nun auch beim Antiquar. Bevor er darin eine wundersame Fügung zu erblicken vermeint, schicksalhafte Gemeinsamkeiten womöglich, ruft sich Johnny innerlich zur Ordnung: »Quatsch«, denkt er und schüttelt dabei kaum merkbar den Kopf: »Die meisten Wohnungen beginnen nach der Eingangstür mit einem Flur oder Korridor. Das ist doch ganz normal.« Der Flur ist – soweit das im diffusen Licht zu erkennen ist, leer. Bea steuert auf die Tür am anderen Ende des Flurs zu, als wäre sie

daheim und brauche niemandem ihr Kommen anzukündigen oder zu fragen, ob das Eintreten erlaubt ist. An der Tür bleibt sie allerdings stehen und klopft. »Herein«, ist von drinnen eine Stimme zu vernehmen.

Der Antiquar ist ein hagerer Mann mit einer leichten Hakennase, die zur Hälfte an das Profil eines römischen Heroen, zur anderen Hälfte an die Gesichtszüge eines Indianerhäuptlings erinnert. Er schaut die beiden Eintretenden lächelnd an, gewinnend, wie Johny sogleich feststellen kann. Der Antiquar, in Manchesterhose und einer groben Strickjacke, steht aus einem breiten schweren Sessel auf, um sie zu begrüßen. Johny bemerkt eine tief ausgesessene Kuhle in der Sitzfläche des Sessels, in die man sich dadurch sicherlich gemütlich hineinkuscheln kann, um in aller Ruhe zu schmökern. So stellt sich Johny das jedenfalls vor. Ansonsten stehen im Raum einige schlichte Stühle – wie man sie aus einfallslosen Küchen kennt und ein ebenso einfacher Tisch. »Nur der Sessel birgt ein Geheimnis«, denkt Johny spontan, ohne zu wissen, was er sich damit eigentlich sagen will. Die Vorhänge sind vor die Fenster gezogen, obwohl es draußen noch hell ist. Eine offensichtlich betagte Stehlampe mit einem beigefarbenen runden Stoffschirm sorgt für ein angemessenes, wenn auch nicht sonderlich helles Licht im Raum. Johny drängt sich der Gedanke auf, dass hier einige brennende Kerzen nicht fehl am Platze wären. Und so, als hätten sie es verabredet, tritt Bea – nachdem sie den Antiquar kurz begrüßt haben – an einen schmalen halb hohen Schrank neben der Tür, öffnet eine der beiden Türen und holt daraus drei Kerzenständer hervor, stellt sie auf den Tisch, der dadurch plötzlich einen überraschend traulichen Eindruck erweckt, und zündet die Lichter an. Sie scheint das schon öfter gemacht zu haben. Denn der Antiquar äußert keine Einwände dagegen.

Bea setzt sich auf den Stuhl neben dem Alten, Johny bleibt etwas auf Abstand. Er hat neben einem Bücherregal eine kleine Bank entdeckt, auf die er sich niederlässt. Bea und

der Antiquar scheinen mit dieser Konstellation einverstanden zu sein, bitten ihn jedenfalls nicht, näher zu rücken. Und auch Johny verspürt kein Bedürfnis danach. Der Beobachterposten gefällt ihm. Bea und der Antiquar haben einiges zu besprechen, doch reden sie so leise, dass Johny kaum etwas versteht, ja, die beiden tuscheln nachgerade. Seltsam: Bei jeder anderen Gelegenheit hätte Johny ein solches Verhalten als unhöflich, als ungehörig empfunden, hier nicht. Bei Gerd, Kurt und Hinack würde Johny in einem solchen Fall sofort böartige Absprachen vermuten. Jetzt allerdings will er gar nicht wissen, was da geredet wird. Das beinah raunende Gespräch vom großen Sessel her, wispernd gelegentlich, fügt sich für ihn harmonisch in die etwas zeitenthobene Atmosphäre des Raumes ein – eine Alltagsferne, die Johny genießen will. Darum würde es ihn nur stören, wenn er plötzlich erkennen würde, dass sich das Gespräch zwischen Bea und dem Antiquar um profane Banalitäten dreht. Nein, die Vorstellung, dass sie eigenartig kostbare Sätze miteinander austauschen, erhöht für Johny den Reiz dieser eigentlich muffigen Wohnstube. Johny kann sie sich plötzlich als bergende Höhle, als Unterschlupf vorstellen, Fluchttort. Er würde es jedenfalls als unangemessen empfinden, wenn hier drin allzu oft gelüftet würde. Auch der Staubwedel sollte hier nur selten zum Einsatz kommen. So denkt Johny und kommt sich dabei in keiner Weise überspannt vor.

Angesichts der wandhohen Regale, übervoll zugestopft mit Büchern, Broschüren, Atlanten und Bildbänden, die auf den ersten Blick nach keinem System geordnet scheinen – an etlichen ragen oben Lesezeichen aus farbigem Papier heraus – erinnert sich Johny an sein erstes Bücherbord, das ihm ein Onkel gebastelt hatte, ein schlichtes Gestell aus mehreren hell lackierten Brettern, und wie sorgfältig er darauf seine Errungenschaften geordnet hatte: einige Karl-May-Bände, Biographien berühmter Entdecker und Seeräuberromane. Zum Beispiel. Irgendjemand hatte ihm eine

Reisebeschreibung durch Alaska geschenkt, die Johny nie gelesen hat, die allerdings, weil der Umschlag edel aussah, trotzdem auf dem Bord einen Platz fand. Die beiden übereinander montierten Stellflächen waren schon bald wohlgefüllt, und Johny hätte nie weitere Bücher dazwischen gequetscht, wie es hier der Antiquar zu betreiben scheint, sondern diese lieber stattdessen auf dem Boden gestapelt. Der gesittete Anblick auf seinem Bücherbords, der jeden Freund der lustvollen Lektüre mit Genuss würde zugreifen lassen, war Johny damals wichtig. Obwohl er auch Bilderheftchen las: diese wanderten in irgendwelche Schubladen, wenn er sie ausgelesen hatte. Bei aller Liebe: Das Regal sollten diese wenig ansehnlichen Druckerzeugnisse nicht verunzieren. Johny hat in seinen Büchern niemals Eselohren geduldet, wie er sie hier in etlichen der betagten Bände vermutet. Von eiligen Lesern hineingeknickt. Vor Urzeiten vielleicht schon.

Dann wendet sich der Antiquar Johny zu. Bittet ihn mit einer kleinen Geste, näher zu rücken. Es geschieht. Der Antiquar schaut Johny danach so eingehend an, als befinde sich dieser in einer Prüfungssituation. Genau in dem Moment, da die Situation für Johny unangenehm werden könnte, beginnt der Antiquar zu sprechen. Bea hat sich in ihrem Stuhl zurück gelehnt. Wie auf dem Beobachterposten, geht es Johny durch den Kopf. Er empfindet das nicht als unangenehm. Ohne große Vorrede fragt der Antiquar Johny nach Lebensdaten, Herkunft, Wohnort, Arbeitsfeld und Vorlieben. Johny gibt bereitwillig Auskunft. Normalerweise hätte er auf ein solches beinahe behördenmäßiges Ausquetschen unwillig reagiert. Hätte nur bockig, und wenn, dann kaum korrekt geantwortet. Hätte vielleicht Vergnügen daran gehabt, ein Lügengespinnt um die eigene Person zu erfinden. Um den frechen Fragesteller zu veräppeln. Doch daran ist Johny diesmal nicht gelegen. Im Gegenteil. Johny ist überrascht, wie gewinnend ein Mensch wirken kann, der anscheinend nur Allerweltsauskünfte

wissen will. Wie begierig er ist, dem Antiquar immer mehr, immer mehr von sich zu erzählen. Er muss sich zurück halten, um nicht ins Plappern zu verfallen. Der Antiquar strahlt etwas aus, das gemeinhin als »natürliche Souveränität« bezeichnet wird, die aus keiner nur vorgespielte Altersweisheit herrührt, sondern von einer großen Lebenserfahrung zeugt. Hier sitzt kein Bruder Leichtfuß vor ihm. So sieht Johny es jedenfalls. Und er fühlt sich noch heimischer als vorher, da er nur der Zuhörer des einverständigen Gesprächs zwischen dem Antiquar und Bea gewesen ist. Und so wundert sich Johny auch nicht darüber, dass der Antiquar nicht irritiert, abschätzig gar, dünkelhaft womöglich reagiert, als ihm Johny von seiner Tätigkeit auf dem Bau erzählt. »Man muss alles kennen lernen«, sagt der Antiquar, als handele es sich dabei um keinen schlichten Broterwerb, sondern um eine Versuchsanordnung, ein abenteuerliches Risiko. Die sonore Stimme des Antiquars erinnert Johny an eine Radiostimme aus seiner frühen Jugend, die damals – im Schulfunks war's wohl – zu verantwortungsvollem Handeln riet; was Johny seinerzeit zwar für plausibel gehalten hat, mit dem er danach allerdings gelegentlich eher leger umgegangen ist. »Schlampig«, wie Johny einmal dazu eingefallen ist.

Dann wird es still, weil keiner der drei im Moment etwas zu sagen weiß, ohne dass dadurch allerdings Peinlichkeit entsteht. Bea erhebt sich langsam aus dem Stuhl. Sie will wohl gehen. Johny wäre gern noch geblieben, um sich dem Antiquar vertrauter zu werden und auch ihn besser kennen zu lernen. Doch Bea schützt Eile vor, die ausgesprochen fehl am Platze wirkt. So, als habe Johny den Antiquar nunmehr fürs Erste genügend kennen gelernt und alles Weitere wäre für später geplant. Als sei der erste Akt einer Theatervorstellung vorbei, die Spannung am höchsten und nun Geduld vonnöten, bevor die Handlung weiter geht. Als würde jetzt ein Vorhang fallen. Johny ist zwar überrascht, erhebt jedoch keine Einwände. Auch der Antiquar

scheint einverstanden zu sein. Er wirkt ein wenig müde. Vielleicht ist das auch der Grund für Beas plötzliche Hast. Denkt Johnny. Immerhin scheint Bea den Antiquar ziemlich genau in seinen Eigenheiten und Gewohnheiten zu können. Vielleicht soll er nicht überfordert werden, braucht jetzt ein Nickerchen. Mit einer solchen Rücksichtnahme wäre Johnny sofort einverstanden. »Der Mann ist ja nicht aus der Welt«, denkt Johnny und folgt Bea hinaus. Ruft ihnen der Antiquar etwa nach? Johnny vermag es nicht genau zu sagen.

Als sie wieder den Weg entlang gehen, sich der scheinbar geheimnisvolle Ort – zumindest äußerlich – wieder in eine Einheitsbehäusung verwandelt, fragt Johnny Bea: »Wo hat er eigentlich sein Antiquariat?« Bea schaut ihn an, als ob sie nicht verstehe. »Na, seinen Laden!« sagt Johnny. Nun lacht Bea. Nein, nein, er habe kein Geschäft, sagt sie dann. Vielleicht hätte er früher mal Bücher verkauft, mag sein, vielleicht lange, bevor sie ich kennen gelernt habe. Er würde deshalb ganz allgemein »Der Antiquar« genannt, weil er fast immer einen Stapel Bücher unter dem Arm trage, wenn man ihm begegne. Er sei also mehr ein Bücherwurm oder eine Leseratte denn ein Antiquar. »Antiquar klingt aber besser«, denkt Johnny.

Als sie schweigend weitergehen, sieht Johnny vor seinem inneren Auge ein uraltes Fernsehgerät. Auf der Mattscheibe ein geschlossener Bühnenvorhang, darauf eingeblendet der Titel des Stücks, das gegeben werden soll. Johnny ist in seinem Leben bisher kaum im wirklichen Theater gewesen. Nur die Fernsehübertragungen aus irgendwelchen Volkshäusern im Rheinischen oder an der Waterkant, meist deftige Schwänke, sind ihm gut in Erinnerung. In Direktzeit natürlich, Schwarz-weiß damals noch. Natürlich hat Johnny als Kind den herumprügelnden Kasperle in seiner Holzkastenbühne gekannt, doch wenn sich der Vorhang auf dem Fernsehschirm öffnete, empfand Johnny ein anderes, ein ebenso beruhigendes wie erquickliches Vergnügen. Weil auch Erwachsene genauso gespannt dabei zuschauten wie er.

Trinn

Am Abend liegt Johny im Wohnraum auf dem Boden, hält das Kinn in die Hände gestützt und schaut auf die leere Wand vor sich. Warum er es sich gerade in dieser Lage bequem gemacht hat, weiß er nicht recht. Einer spielerischen Laune folgend, hat er sich vom Stuhl fallen lassen, auf den Bauch gerollt, um nun so zu verharren, als würde sich vor ihm etwas ereignen, das er neugierig beobachtet. Er überlegt, ob und was er an die Wände seiner Wohnung hängen soll. Bisher hat er noch nichts vermisst. Eigentlich gefällt es ihm, dass dort keine Bilder hängen, die – selbst wenn er sie mag, weil er sie ausgesucht hat – seine Gedanken stets automatisch in eine bestimmte Richtung lenken, wenn er sie betrachten würde. Ein eigenartiger Einfall, auf den er früher nicht verfallen wäre. Dessen ist er sich sicher. Früher gehörten Bilder an die Wände und basta! Johny mag sich lieber vorstellen, die leere Fläche vor ihm wäre eine Leinwand, auf der plötzlich ein Film zu sehen sein würde.

Er denkt zurück an eine Situation, in der er sich ebenso, das Kinn aufgestützt, hingefläzt hatte, um sich wohlig auszuspannen. Nur gering war seinerzeit die Angst gewesen, entdeckt zu werden. Denn er hatte die Schule geschwänzt, an jedem sonnigen Morgen, an dem für die Klasse unter anderem Turnunterricht auf dem Stundenplan stand. Johny war es langweilig geworden vom ziellosen Rumstromern durch die Stadt, vielleicht 14, 15 Jahre alt ist er seinerzeit gewesen, und er ist Richtung Sportplatz gegangen. Natürlich hatte er dort nicht das reguläre Eingangstor passiert, sondern sich hinten rum durchs Gebüsch über eine kleine Anhöhe an den Sportplatz angeschlichen. Von dort oben konnte er, ohne von unten her gesehen zu werden, das Treiben auf dem Sportplatz beobachten. Und genau aus diesem Grunde hatte er es sich seinerzeit ebenfalls in beschriebener Weise in der Bauchlage gemütlich gemacht.

Mag sein, dass sich Johnny sogar einen Grashalm zwischen die Lippen gesteckt hatte, nunmehr vollends ein Rumtrödler, Müßiggänger und Taugenichts.

Und unten wurden die Mitschüler getriezt und gehetzt: immer wieder hechelnd über die Laufbahn, immer wieder gequält hinein in den Weitsprungsand, immer wieder befohlene Lockerungsübungen oder irgendwelchen Gymnastikfirlefanz. Ein Martyrium. All das sieht Johnny nunmehr vor seinem geistigen Auge, als würde die damalige Sportstunde von einem geheimen Filmprojektor auf die weiße Wand vor ihm geworfen. So selig in die Erinnerung versunken, schreckt Johnny plötzlich auf. Denn plötzlich erblickt er das Gesicht des Lehrers nah vor sich, als wollte dieser den damaligen Schulschwänzer noch nachträglich zur Verantwortung ziehen. Natürlich auch das nur ein Phantasiebild, doch für Johnny plötzlich so eng und gegenwärtig, dass er sogleich den gesamten imaginären Film aus der Vergangenheit ausschaltet. Johnny dreht sich auf den Rücken und schaut gegen die Decke.

Der damalige Lehrer hieß Trinn und gab neben Sport auch Deutsch. Mag sein, dass der Besuch beim Antiquar mit seinen vielen Büchern plötzlich eine ganz anders geartete Erinnerung in Johnny aufdämmern lässt. Sie hat allerdings auch mit Trinn zu tun. Für Trinn musste Johnny einmal ein Buch von zu Hause abholen. Der brauchte es für den Unterricht und hatte es vergessen. Da Trinns Ehefrau noch etwas in der Küche zu erledigen hatte, bevor sie das Buch herausuchen wollte, wartete Johnny im Wohnzimmer.

Johnny hatte bisher nur Wohnzimmerschränke gekannt, hinter deren Türen die Sonntagsservices verstaut waren oder Damasttischdecken oder feingeschwungene Vasen für den Blumengruß, den Besucher mitgebracht hatten. Auch wertvolle Sammelassen, von denen meist jeweils nur ein einzelnes Exemplar vorhanden war, standen dort. Als ein Geschenk für die Mutter waren sie zunächst mit Pralinen

gefüllt und mit einer roten Schleife verziert gewesen. Besaß der Wohnzimmerschrank im oberen Bereich Glasdurchblicke in den Türen, waren diese hochwertigen Schmuckstücke, die nie fürs normale Kaffeetrinken benutzt wurden, dort zur Schau gestellt, ein wenig Luxus beschwörend oder vielleicht auch die Freude signalisierend, solche Besonderheit zu besitzen – fernab von den Essbestecken und dem Gebrauchsgeschirr für den alltäglichen Bedarf. Im unteren Teil dieser meist dunkelfarbigen Schränke wurden gelegentlich Fotoalben aufbewahrt, mit Erinnerungsbildern von Reisen oder Familienfeiern, mehr oder weniger chronologisch geordnet. All das hatte Johnny schon in den Wohnzimmerschränken daheim und bei Verwandten gesehen und vermutet, doch noch nie hat er vor einem gediegenen Schrank aus augenscheinlich kostspieligem Holz gestanden, in dem hinter den Türen aus Bleiglas, das durch schmale goldene Sprossen unterteilt war, lange Reihen von Büchern stehen, wohlgeordnet und in Leinen und Leder eingebunden: Bücher wie Respektspersonen. Und Johnny scheut sich ein wenig davor, näher zu treten. Und doch kann er sich nicht dagegen wehren, will sich die Bücher näher anschauen wie eine seltene Entdeckung, und verspürt plötzlich leichte Furcht davor, von einem Hereinkommenden überrascht zu werden – als hätte er etwas Unziemliches vor. Die goldenen Schlüssellöcher in den Schranktüren glänzen, die Schlüssel sind abgezogen. »Natürlich, abgeschlossen, ganz klar«, denkt Johnny. Die wertvollen Bücher mussten ja vor Kinderhänden und unnötigen Staub bewahrt werden. Der goldene Schlüssel mit dem geschwungenen Griff würde sich mit Sicherheit in der Hosentasche des belesenen Hausherrn befinden. Natürlich kennt Johnny solche Reihen äußerlich identischer Bücher aus der Jugendbücherei, doch dort sind sie in Pappe eingebunden und stehen auf einem schlichten Regalbrett. Meist Abenteuergeschichten um eine mehr oder minder originelle Heldengestalt. Lektüre für den Sofortverbrauch. Hier bei Lehrer Trinn allerdings bekommen die

Bücher durch ihre wertvolle Ausstattung und verborgen in einem Schrank, der vielleicht aus einem Antiquariat stammt, etwas Verheißungsvolles, Geheimnisträchtiges, als bildeten sie den Zugang zu einer fremden, ungewohnten Welt. Faszinierend zwar, doch auch abweisend auf eine unbestimmte Weise. Natürlich sind Johny derlei Tiefsinnigkeiten nicht eingefallen, als er da zwischen schwarzer Ledercouch und grazilem Servierwagen auf die Ehefrau seines Lehrers wartete: Erst später hat er sich diese seltsamen Eindrücke zusammenbuchstabiert und zurechtgerückt, ohne genau zu wissen, ob sie der erlebten Wirklichkeit entsprachen. Doch hegte er kaum Zweifel daran, dass er sich richtig erinnert hatte. Damals vor den Reihen äußerlich identischer Bücher, wohl Gesamtwerke von berühmten Dichtern, hätte er gern ein Exemplar heraus genommen und es in der Hand gewogen, vielleicht scheu darin geblättert, um es dann zurück zu stellen, exakt an die gleiche Stelle, damit sich Buchrücken und Buchrücken in einer Linie aneinander reihen. Doch er musste darauf verzichten. Ein wenig knibbelte er seitwärts an der Schranktür – indessen, sie war tatsächlich dicht. Dann kam die Frau von Trinn herein, das erwünschte Buch in der Hand und gab es Johny, begleitete ihn zur Tür – und draußen war er wieder. Sie hatte ihm weder einen Kakao noch ein Stück Schokolade angeboten, wie es selbstverständlich gewesen wäre, wenn er daheim in der Nachbarschaft für irgendjemanden irgendetwas von irgend einem anderen hätte abholen sollen. Johny dachte darüber nicht weiter nach.

Stärker brachte ihn ins Grübeln, dass sich ein Mensch, der einen solch vornehmen Wohnzimmerschrank mit ebenso edlen Büchern besitzt, im Kollegium der Schule als einer der größten Lehrer hervortat. Der die heftigsten Strafen selbst für Bagatellen verhängte (»30 Seiten abschreiben mit Unterschrift des Vaters«) und im Gegensatz zu den meisten anderen, die in der Klasse ihren Unterrichtsstoff an den Mann brachten, nicht selten jede Zurückhaltung vermissen

ließ, wenn ihm an einem Schüler etwas nicht passte. Gelegentlich schrie Trinn völlig ungezügelt, cholertisch beinahe, wie ein unflätiger Rohrspatz. Würde sich dieser nervöse Steißbeintrommler – auch das Stöckchen wusste er schmerzhaft zu führen – in einen ruhigen, besinnlichen Genießer verwandeln, friedfertig bis zum »Geht-nicht-mehr«, wenn er abends vor seinem Bücherschrank stand, mit dem Schlüsselchen die Türen öffnete, um sich anschließend mit Bedacht etwas Lektüre für den Abend herauszusuchen? Danach ein Pfeifchen schmauchend auf dem Lesersofa sitzend – die Ehefrau reicht ihm eine Tasse Tee an – sich hineinträumend in hohe Literatur von jener Art, die man erst beim zweiten oder dritten Lesen richtig versteht? Johnny kann es sich nicht vorstellen. Er kennt leider in seiner häuslichen Umgebung niemanden, der sich nach Feierabend so verhält, wie er es sich beim Lehrer Trinn vorstellt.

Einmal saß Trinn in der Klasse noch am Pult, alle anderen Schüler schon draußen und auch Johnny will den Raum verlassen. Trinn ruft ihm etwas nach. Johnny versteht nicht und fragt: »Was?« Trinn, sofort ungehalten: »Fass, Fass, Fass! Von welchem Fass redest du da?!« Johnny schaut ihn verständnislos an. Da verbessert ihn Trinn: »Das heißt nicht »Was?«, das heißt »Wie bitte?« Da wurde Johnny klar, auf welche Kleinigkeiten der gebildete Mensch zu achten hat, um später einmal einen Bücherschrank mit bleiverglaserten Türen besitzen zu dürfen.

Journalistisches – Feature

Der letzte Tag oder Roll over Beethoven

Andere transportierten ihre Gitarre in einem geschwungenen schwarzen Koffer, der sich der Form des Instruments anschmiegte. Ich besaß für diesen Zweck nach wie vor einen eklig-braunen Sack aus Kunstleder, der oben mit einer Art Schnürsenkel verschlossen wurde. Wenn ich den Beutel öffnete, musste ich die Gitarre oft mühsam daraus heraus pulen, weil der billige Stoff am Holz des Instruments festgeklebt war. So auch damals. Charly neben mir schraubte an seinem Schlagzeug, Heinz zupfte lautlos an seinem E-Bass, den er noch nicht an unsere schlichte Verstärkeranlage angeschlossen hatte und Martin, der Sänger, stand nebenan im Schankraum an der Theke.

Unsere Klasse hatte Lehrer und Eltern nach Ende des offiziellen Teils mit Ansprachen und Zeugnisübergabe zur Abschlussfeier ins Bottroper Kolpinghaus eingeladen; kein sehr heiliger Ort, sondern eine geräumige, von Erwachsenen gemiedene Gaststätte – mit Beatkonzerten in den frühen und Revoluzzergehabe in den späten 1960er Jahren. Belächelt von der drallen Wirtin, die das alles nicht recht ernst nahm. Im Gesellschaftszimmer, einem unwirtlichen Raum, mit verschrammten Stühlen und einer Kolpingbüste in der Ecke, würden wir spielen: meine Band, »Die Henker«.

Schulzeit im Ruhrgebiet, das bedeutete, so wie ich sie erlebt habe, ein ständiges Wechselbad zwischen Höllenangst, Härte zehn und latenter Lethargie gegen Niedertracht jeglicher Art. Backpfeifen während des Unterrichts wurden wie selbstverständlich weggesteckt. Und zu Hause prügelte der Vater. So klappte die Kommunikation zwischen Schule und Zuhause bestens: von Faust zu Faust. Lachen gab's nur als Fluchtweg, als wehrhaftes Mittel gegen den streng ver-

geltenden Lehrkörper. Lachen war immer Gegenwehr. Genossen wurde das Glück, wenn jemand glaubte, einen Lehrer überlistet zu haben. Zu Sprechtagen gingen die Eltern meistens nicht hin.

Dann kamen die Beatles und wir gründeten eine Band. Ich stimmte nachmittags meine Gitarre, ich suchte stundenlang in Krabbelkisten der Plattengeschäfte nach billigem Rock 'n' Roll. Wenn sich die Wahl stellte: entweder in meinem Zimmer zu lernen oder in der Milchbar im Bottroper Hallenbad herum zu hängen, dann saß ich schon auf dem Fahrradsattel, straßabwärts zur Stadtmitte. Wenn uns irgendwo zufällig ein Lehrer begegnete, meist mit Hut und langem Mantel aus Loden, wurde brav begrüßt. Und darauf achten, nicht zu untertänig dabei zu wirken! Gefahr, der Lehrer könnte das als Ironie deuten! Einer von uns verweigerte den Gruß, ging stur weiter. Am nächsten Tag vom Lehrer darauf angesprochen, sagte der nur aufsässig. »Ich befand mich doch gerade in meiner Freizeit!« Vor Strafe hat ihn dieses Pochen auf eine Art Arbeitnehmerrecht nicht bewahrt.

Manchmal hatte ich später das Gefühl, der Lehrstoff der Schuljahre wäre mir beinahe gänzlich verloren gegangen. Verdrängt, weil alles nur mit Widerwillen, mit Ablehnung inhaliert, reingewürgt worden war. Malen konnte ich gut, aber nur das, was nicht gefordert war. Der Zeichenlehrer, einer von der netteren Sorte, nannte mich daraufhin ein »verkanntes Genie«. Lange glaubte ich, er hätte das ernst gemeint.

Ich schlug auf der Gitarre den C-Dur-Akkord an, dann F, danach rüber zu G-Dur. Der zwölftaktige Blues, das war die Rettung, in den ich mein Leid steckte, wirkliches und eingebildetes – damals, als die Schulzeit wie ein heraufziehendes Unwetter sich dem Ende zuneigte: Bammel bis zuletzt. *Hard Times!* Nur von der kärglichen Hoffnung beseelt, es so eben doch noch zu schaffen und falls nicht, anschließend mit der Beat-Band überleben zu können; oder

Gitarre klimpernd an der Straßenecke hockend, den Hut für die Pfennige der Passanten vor den Füßen, von einem Manager entdeckt zu werden. Einen kreuzbraven Beruf konnte ich mir nicht vorstellen. Der Berufsberater, der uns in der Klasse besuchte hatte, wollte uns alle in eine Ausbildung zum Werkzeugmacher drängen. Ein Mitschüler fragte: Wie wird man eigentlich Berufsberater?

Wir mussten einander überwachen. Beim Raufgehen in die Klasse, vor dem Unterricht. Stets durften sich einige von uns als Aufseher, als Wärter fühlen, die vermeintlich für Ruhe und Disziplin zu sorgen hatten. Sie konnten, je nach Gutdünken, Missliebige zurecht weisen oder Minuspunkte an der Tafel notieren. Die Lehrer zweifelten die Entscheidungen nie an, Aufbegehren sinnlos. Wir wehrten uns ohnehin so gut wie nie. Da die Posten der Ordnungskräfte nach Maßgabe der Lehrer immer mal wieder neu besetzt wurden, bestand – rein theoretisch – für jeden von uns die Chance, sich bei einem Mitschüler für zuvor erlittenes Unrecht zu rächen.

Gleich würden wir unseren ersten Song spielen: »Bye Bye Johnny« von den Stones. Damit starteten wir immer. Eine Reihe von Schülern hockte an den Tischen, Lehrer waren noch keine da, Eltern ohnehin nicht. Der Englischlehrer kam rein, trat neben der Tür nur etwas zur Seite und lehnte sich dort gegen die Wand. Als wollte er es vermeiden, seinen bisherigen Schülern zu nahe zu kommen. Martin, unser Sänger, schaute mich verunsichert an. Martins Englisch war miserabel. Darum sang er meist nur jene originalen Textbrocken, die er sich von den Platten abgehört hatte, ansonsten befließigte er sich einer Phantasiesprache. Und bei »Bye Bye Johnny« bot Martin das schrägste Unsinnsvokabular. Das wusste ich. Martin hätte jetzt sicherlich lieber etwas Deutsches gesungen, womöglich sogar einen Schlager. Davor ekelte es uns normalerweise.

Ich nickte Martin aufmunternd zu und »Die Henker« legten los. Der Rhythmus riss uns mit, und ich fand, dass der

englisch klingende Nonsens, den Martin ins Mikro schickte, perfekt dazu passte. Dieser Song brauchte keinen verstehbaren Text. Aus den Augenwinkeln blickte ich rüber zum Englischlehrer. Der ließ sich nichts anmerken. Doch nach jeder Strophe erwartete ich seinen entsetzten Aufschrei über das so kläglich gescheiterte Bemühen, Martin passable Englischkenntnisse beizubringen. Als wir uns anschließend knapp verbeugten, klappte der Lehrer einige Male die Handflächen gegeneinander, als wäre das schon ein Applaus, tippte mit dem Zeigefinger gegen die Unterlippe, wie stets, wenn er im Unterricht über irgendetwas nachgedacht hatte, und ging wieder raus. Martin und ich grinsten uns an.

Kirchenlied: Auswendig lernen! Pro Woche eine weitere Strophe. Jedes Mal wurde das Lied von Anfang an abgefragt bis zu jener Stelle, die neu hinzugekommen war. Wen der Religionslehrer leiden mochte, den nahm er mit der ersten Strophe dran. Kein Problem, für niemanden von uns. Wen er auf dem Kieker hatte, dem blieb die Strophe zehn, die kaum einer kannte. Dann war eine Fünf fällig. Wir leierten die Strophen monoton herunter, ohne nur eine Silbe Sinn zu registrieren. »O Haupt voll Blut und Wunden?« *Keep on running!* Der Religionslehrer züchtigte uns besonders leidenschaftlich mit dem Rohrstockchen.

Ein anderer warf mit der Kreide nach den Schülern. Der Russlandfeldzug wurde uns in der letzten Stunde vor den großen Ferien vom Mathelehrer aus eigener Anschauung erläutert. Mit Hilfe der Landkarte, die eigens dafür geholt werden musste. Wir juxten – in Vorfreude auf die freie Zeit. Diesmal ließ der Lehrer das durchgehen.

Der Direx, seines Zeichens Geschichtler, begann zu reden, wenn er die Klasse betrat und hörte auf, wenn er den Raum wieder verließ. Ohne Fragen. Ohne Punkt. Ohne Komma. Wir hatten mitzuschreiben. Außerdem wurde ein neues Geschichtsbuch angeschafft, eines, das der Direx mitverfasst hatte. Wenn er Strafarbeiten verteilte, wurde jeder

noch so hilflos aufkeimende Protest, jedes Widerwort dagegen vom Schüler oft kaum vernehmbar beiseite gesprochen, mit drastischer Verschärfung geahndet: Im Stakkato steigerte sich die Zahl der Seiten, die mit Text zu füllen seien, von 40 auf 50 auf 60... Als Vorlage sollte sein Geschichtsbuch dienen. Wer danach immer noch aufmuckte, der hatte beim Abschreib-Marathon jedes Wort dort mit Bindestrichen zu markieren, wo es dem Duden nach getrennt werden konnte. Und drunter die Unterschrift des Vaters! *Can't buy me love!* Zweimal habe ich diese stundenlange Plackerei zu Hause durchgestanden. Dann merkten wir, dass der Direx nie den Vollzug seiner Anweisungen nachprüfte. Da ließen wir es bleiben.

Alles schien von den Lehrern lustlos abgospult zu werden. Nur der Biologie-Lehrer zeigte mal Emphase – als er uns von seinen Künsten am Schachbrett erzählte. So kommt es mir jedenfalls vor im Nachhinein. Unsere Klasse galt generell als ungezogen und frech, mit einem hohen Anteil an Faulpelzen und Drückebergern. »Mancher Lehrer ist sicherlich heilfroh gewesen, als er uns überstanden hatte.« So dachte ich später und war ein wenig stolz darauf. *Street-fighting Man*. Natürlich gab's auch bei uns Streber, doch die ließen andere abschreiben – meistens jedenfalls. Und schließlich die Reihe der Unauffälligen, der Unbeachteten in der Klasse, die auf dem Schulhof noch im reifen Jugendalter Kinderspiele spielten. Belächelt, selbstredend.

Drei Songs, sogar eine Eigenkomposition. Danach Pause. Ich ging rüber in den Schankraum. Der Englischlehrer stand an der Theke und unterhielt sich mit unserem Klassenlehrer. Im letzten Jahr war das der Direx gewesen. 200 Seiten Strafarbeit bin ich ihm wenigstens schuldig geblieben. Und mindestens fünf Unterschriften des Vaters. In einigem Abstand saßen zwei Klassenkameraden auf Hockern, ins Gespräch vertieft, vor sich Biergläser auf dem Tresen. Wohl schon angeschickert. Die beiden Lehrer neben ihnen wirkten auf mich vereinsamt. Etliche Mitschüler

fehlten noch, manche kamen den ganzen Abend nicht. Ich ging zurück zur Band. *You really got me!*

Und dann war da noch der schüchterne Junglehrer, spindeldürr mit rotglühendem Haarschopf, der uns nach Monaten noch miteinander verwechselte, dem die Frechdachse unter uns ebenso lange mit falschem Namen antworteten, wenn er sie – desorientiert beinahe – danach fragte. Nie haben wir herausgefunden, ob er einen Sprachfehler besaß oder sich nur aus Unsicherheit immer wieder verhaspelte. Wenn er unterrichtete, liefen die Rabauken der Klasse ungeniert umher, was er mit höflichen Worten zu unterbinden versuchte – ohne jene untergründige Aggression indessen, wie wir sie von anderen Lehrern kannten. Nie hat er einem Schüler die Anordnung gegeben, die vollgeschriebene Tafel mit dem nassen Schwamm zu säubern, sondern das besorgte er immer selbst, wobei ihm die Reinigung nur selten ohne hässliche Striemen und Streifen auf der dunkelgrünen Tafeloberfläche gelang. Selbst darüber haben wir gelacht. Dieser Lehrer schickte uns einmal unabsichtlich in die Pause, obwohl gar keine war. Kein Schüler machte ihn darauf aufmerksam. Vom Schulhof trieb uns dann allerdings der Direx wieder hinauf in die Klasse. Zur Strafe wurden zwei Schüler ausgelost, die nicht an der kurz bevorstehenden Winterfreizeit teilnehmen durften. Ich war einer davon – und heulte. Der Junglehrer stand neben dem Direx wie bedröppelt, als würde er sich gern selbst als Opfer zur Verfügung stellen. Das glaubte ich jedenfalls erkennen zu können. Ich durfte schließlich doch mitfahren. Einer der Lehrer gab mir den wohlmeinenden Rat, zum Abfahrtstermin einfach am Bus aufzutauchen. Dem folgte ich und durfte ohne Aufhebens einsteigen. Besagter Junglehrer unterrichtete uns nicht lange. Er wurde gegen jemand anderen ausgetauscht. Vielleicht hat er den Beruf gewechselt. Wie viele unserer Lehrer mögen den Nazis wohlgesonnen gewesen sein? Wer sie züchtigen sah, das autoritäre Gehabe, ihre Lust am Zynismus und die scharfen Anordnungen,

ganz ohne Feinsinn und Zurückhaltung, der musste glauben, nicht wenige von ihnen. Damals allerdings, da ich von der gerade vergangenen braunen Zeit nicht viel wusste, der Geschichtsunterricht endete irgendwo bei Willem II., brachen die einschüchternden Exzesse der Lehrer wie Urgewalt über mich herein, wie eine abschreckende Lebensformel, der niemand zu entgehen vermochte, da Naturgesetz. Meine Mutter hatte mir Jeans gekauft, Nietenhosen genannt damals. Ich wurde von einem Erdkundelehrer vor die versammelte Klasse zitiert, damit er sich über mein amerikanisch anmutendes Beinkleid lustig machen konnte. Ein Lehrer verhöhnte eine Hose! Keine Ahnung, ob meine Mitschüler darüber gelacht haben. *Blue Suede Shoes!* Seitdem weiß ich, dass meine lokal verwurzelte Mutter auch weltoffen sein konnte. Zumindest, was die Klamotten betraf.

In der Schule schrie
mich der Lehrer wie ein Geisteskranker an
In der Schule schrie
Mich der Lehrer wie ein Geisteskranker an
und ich war völlig verzweifelt
weil ich nicht einfach die Platte putzen kann.

(Ein von mir verfasster Text für einen Blues, den »Die Henker« im Gesellschaftszimmer des Kolpinghauses allerdings nicht gespielt haben).

Zwischen den Tischen und Stühlen hatten wir eine quadratische Fläche frei gelassen. Doch die blieb leer. Da wir eine reine Jungenschule waren, stand kein Mädchen fürs Tanzparkett zur Verfügung. Und die bieder gekleidete Mutter des einzigen Elternpaares, das schließlich doch noch ins Kolpinghaus gekommen war, bildete dafür wahrlich keinen sinnvollen Ersatz. Kurze Zeit setzte sich ein Mitschüler, das Bierglas in der Hand, im Schneidersitz mitten auf die Tanz-

fläche. Das fand der wohl lustig! Wir von der Band ließen ihn gewähren. Er trollte sich schon bald wieder Richtung Gaststube. »Die Henker« spulten ihr Programm ab, harter Rock 'n' Roll, Klammerblues... eigene Songs. Charly, unser Schlagzeuger, der auch das Akkordeon beherrschte, hatte einmal ein Instrumentalstück für eine Feierstunde an der Schule komponiert. Das klang wie von Mozart oder Beethoven oder so... Meinte ich jedenfalls. Unser Musiklehrer war begeistert. Seltsam, dass mich Charlys Stilbruch nie gestört hat.

Je länger wir im Kolpinghaus spielten, desto mehr leerte sich der Saal, weil manche Mitschüler schon nach Hause gingen und andere in Ruhe miteinander quatschen wollten. Im Gastraum. Von dort kam schließlich die Beschwerde, wir sollten leiser spielen. Man würde nebenan das eigene Wort kaum verstehen. Nicht ein zu verachtender Erwachsener forderte Mäßigung von uns, sondern einer der Gesichtlosen aus unserer Klasse. Normalerweise hätte ich darüber gelacht, damals bekümmerte mich diese Zurechtweisung. Je kleiner das Publikum wurde, desto lustloser spielten wir – als wären wir in der Schule und hätten eine Pflicht zu erfüllen. Dann hörten wir auf.

Als ich den Gastraum betrat, sah ich, dass sich einer der größten Rabauken unserer Klasse an der Theke mit dem schüchternen Junglehrer unterhielt, der überraschenderweise ebenfalls gekommen war. Zwei weitere Lehrer saßen an einem Tisch. Und obwohl der Mitschüler mit dem dicken Bizeps sicherlich angetrunken war – er redete unablässig, dabei heftig gestikulierend, auf den Junglehrer ein –, gefiel mir diese unerwartete Begegnung der beiden, deren Versöhnlichkeit sicherlich nicht von Dauer sein würde. Der Junglehrer nickte gelegentlich zustimmend mit dem Kopf. Als wäre es eine feste Verabredung zwischen uns allen gewesen, war mir klar, dass wir uns nie zu einem Klassentreffen verabreden würden oder zu irgendeiner anderen Nostalgieveranstaltung. Weder nach zehn, noch nach 25 Jahren.

Und so kam es auch. Zwar traf ich hin und wieder den einen oder anderen Mitschüler durch Zufall in der Stadt. Es blieb meist bei wenigen Worten. Nachdem wir das Kolpinghaus verlassen hatten, ging jeder von uns in eine andere Richtung. Auch die Band löste sich schon bald auf.

Amiens oder Die Welt der Arbeit

I.

In der Kathedrale von Amiens weht mich die Ewigkeit an. Ich mag das. Derweil türmt unsere sympathische Fremdenführerin und Übersetzerin Silke Pillon Detail auf Detail über diesen geschichtsträchtigen Sakralbau aufeinander – so begeistert, als wär's für sie das erste Mal. So eingenommen vom Objekt ihrer Beschreibung. Draußen, auf dem Platz vor dem Portal mit den ungezählten Gesichtern, sehe ich in meiner Phantasie Esmeralda tanzen, im Film Gina Lollobrigida, und hoch oben auf dem Rundgang Quasimodo humpeln, wahlweise Charles Laughton oder Anthony Quinn. Warum erinnern mich Kathedralen dieser Bauart zwangsläufig an Notre Dame und den verkrüppelten Glöckner? Unsere Erinnerung ist vollgestopft mit medialen Bildern, hinter denen das reale Erlebnis zu verschwinden droht. Den gleichen Eindruck hatte ich unlängst bei einem Trip nach Las Vegas. Bei den Fahrten durch die Mojave-Wüste beständig der Verdacht, durch eine Filmkulisse zu steuern. Die Stadt Amiens rund um die Kathedrale ist friedlich, sonnenbeschiene, stets auf Urlaub. So scheint es mir, der ich mit einer kleinen Delegation von der Ruhr angereist bin. Wie weit ist die Welt der Arbeit weg von dieser imposanten Architektur? Höchstens Bert Brechts Satz, der danach fragt, wer die Pyramiden gebaut hat, kommt dem Betrachter angesichts der Kathedrale in den Sinn. Ansonsten: Harmonie anstelle von gesellschaftlichen Problemfeldern. Und doch soll ein Thema des Besuchs die

Beziehung von Literatur und Arbeit sein. Ein fast vergessener Zusammenklang, der an Industrieliteratur, Streikgesänge und dokumentarische Texte erinnert. Hat solcherlei eher spröde Literatur überhaupt eine Chance in unserem farbenübersättigten Medienzirkus?

II.

Ich wohne zwar nicht im Elfenbeinturm, bin aber beileibe kein Verfechter von markigem literarischem Sozialengagement. In meinen Geschichten läuft die Arbeitswelt zwar im Hintergrund mit, bildet mit seinen Anforderungen und Risiken jedoch nicht mein Hauptinteresse. Höchstens die Frage, wie sensible Naturen mit den harten Gegebenheiten eines kapitalistischen, auf Konkurrenz gründenden Gesellschaftssystem zurechtkommen, vermag mich zu inspirieren. Meine literarischen Figuren sind nicht selten in Gefahr, ihr inneres Gleichgewicht eher zu gefährden als schnurstracks in den Griff zu bekommen. Stärker Hamlet- denn Kämpfertypen versuchen sie, sich im Ruhrgebiet mit seinem spröden Charme und seiner gewissen Hemdsärmeligkeit zu behaupten. Gelegentlich irritiert und verstört streifen diese Gestalten durch das Dickicht der Städte an der Ruhr. Dort sagt man, »was Sache ist«, eine Tatsache, die manchen allerdings auch ängstigen kann. Mich fasziniert also die Spannung, die dann entsteht, wenn jemand – beinahe bis zur Lebensuntüchtigkeit empfindsam – auf eine Umgebung trifft, die – wie im Ruhrgebiet – von eher harten Stoffen wie Kohle und Stahl geprägt ist. Aus diesem Kontrast lässt sich für mich Dramatik schöpfen, ohne indessen die eine oder die andere Seite deshalb herabsetzen zu wollen: Charles Bukowski und Peter Handke in einem Boot. Sie alle sind jedenfalls keine Straßenkämpfer, keine Weltverbesserer. Werde ich in Amiens erfahren, dass sie solches besser sein sollten?

III.

Kann es eine zeitgemäße Literatur geben, in der die Arbeitswelt eine bestimmende Rolle spielt? Jetzt, da die Zeit der großen gesellschaftlichen Zwistigkeiten vorbei scheint, für die man markige Gedichte und Liedtexte benötigt. Selbst die Liedermacher-Weisheit, dass weiches Wasser (auf die Dauer) den Stein bricht, scheint nicht mehr zum Repertoire der aufmüpfigen Geister zu gehören. Mancher meint zwar, Klassenkampf gebe es nach wie vor, doch werde er nun ausschließlich von oben her geführt, während es sich die da unten vor den Unsäglichkeiten des Privatfernsehens bequem gemacht haben. Solches will ich dahingestellt sein lassen. Richtig ist jedoch, dass heutige Protestbewegungen in Deutschland, seien sie gegen neue Bahnhöfe oder alte Atomkraftwerke gerichtet, seien es Streiks oder andere Arbeitskämpfe, ohne wohlfeiles agitatorisches Liedgut und Zeilengedrechsel auszukommen scheinen. Ganz anders in den 60er/70er-Jahren, als öffentlicher Widerstand von entschieden parteiischen Texten und Strophen flankiert wurde: mal mehr, mal weniger überzeugend. Autoren-Freund Horst Hensel, mit zur kleinen Delegation gehörend, meint dazu, die heutigen Proteste seien sehr konkret und könnten deshalb nicht in eine allgemeine Formel überhöht werden. Damals: gegen den Krieg (in Vietnam und andernorts), gegen Ausbeutung und Unterdrückung, für die Friedensbewegung. »Heute werden pragmatisch und nüchtern ganz bestimmte Anliegen angesteuert«, so Horst Hensel. Diese Protest-Prosa braucht keine Poesie. Jedenfalls nicht zwangsläufig.

Welche Wortgewalt soll also der Dichter heute gegen eine (möglicherweise) unsägliche Arbeitswelt, gegen Missstände, Ausbeutung und falsche Entscheidungen abfeuern? In Zeiten, da jede Woche eine neue mediale Sau durchs Dorf getrieben wird, begleitet von knalligen Schlagzeilen und polternden Talkshows. Wo auch prekäre Arbeitsbedingungen sogleich Thema der Berichterstattung werden, aufgeso-

gen von einer stets nach Neuem und Spektakulären gierenden Öffentlichkeit. Was dagegen mag ein Lied ausrichten, was ein Gedicht, vorgetragen vor dem Werkstor? Nichts! Eine lebenswürdige, doch gleichwohl unendlich naive Anstrengung. Literatur als direktes, plakatives Mittel des Aufstands scheint (zumindest derzeit) ausgedient zu haben. Die »Player« auf einem globalisierten Wirtschaftsmarkt stecken sich solches Aufbegehren nicht mal als Zierblume ans Revers. Das Lied, das Gedicht wie ein Hammerschlag wäre zwar gut, doch die Verhältnisse, die sind nicht so. Gute Zeiten für kritischen Journalismus sind's indessen gleichwohl.

So bleibt wohl nur eines, um Arbeit und Leben literarisch in einen Kontext zu bringen: die genaue, differenzierte Beschreibung. Nur wer als Autor die Beschädigungen und Beeinträchtigungen mitdenkt, die die von ihm beschriebenen Personen durch die Arbeitswelt erleiden, kann deren Psyche in der Gesamtheit beschreiben, nur mit diesem (äußeren) Einfluss ein stimmiges Persönlichkeitsbild entwerfen. Das ist die Chance, Arbeit und Dichtung zu vereinen, wenn auch nicht zu versöhnen. Mich erfüllte mit Genugtuung, das ein Autor aus der Pikardie ähnliche Gedanken wie ich verfolgt und zu verwirklichen sucht. Hier hatte ich also – wenn auch mit anderen Zielsetzungen – einen Geistesverwandten gefunden. Die praktische Nutzanwendung, die der andere für seine Literatur beansprucht, empfinde ich für meine Texte allerdings eher als abwegig.

IV.

Wie eine historische Illustration unserer Überlegungen zum Thema Arbeit, Leben und Literatur konnten die Besuche im Familistère von Guise und in der ehemaligen Leinenfabrikation von Flixecourt wirken. Zwei variierende und sich spiegelbildlich ergänzende Arbeits- und Lebensmodelle, entstanden in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Beide in ihrer Art fortschrittlich, doch wie groß waren trotzdem die

Unterschiede? Hier die Vision des Fabrikanten und utopischen Sozialisten Jean-Baptiste Godin, in dessen Genossenschaftsmodell die Belegschaft Mitbesitzer werden konnte, dort das Beispiel industrieller Patronage eines sozialen Katholizismus: die Saint Frères-Produktionsstätte von Flixecourt. In beiden Fällen waren Arbeits- und Lebensbereich eng miteinander verzahnt. Doch während Godin eher an einem philanthropischen und ganzheitlichen Ansatz gelegen haben mag, diente die endlos Reihe geduckter kleiner Häuser in Flixecourt dem Zweck, den Arbeitern zwar ein für damalige Verhältnisse respektables Heim zu bieten, sie allerdings – eng ans Fabrikgelände gebunden – auch zu kontrollieren und zu überwachen. Beide Fabriken haben im Übrigen dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandel letztlich nicht standhalten können, beide waren Ende der 1960er Jahre pleite, bilden heute eher Relikte der Vergangenheit, sind – bei allem Bemühen um aktuelle Attraktivität – Objekte der nostalgischen Betrachtung.

So nebenbei: Nur wenig hat mich überrascht, dass der väterliche Fabrikherr von Flixecourt in einem aufwändigen Schloss residiert hat, das heute ein wenig angenagt scheint. Immerhin haben sich auch die Krupps im Ruhrgebiet die beinahe royale Villa Hügel hin gebaut. Irritiert hat mich dagegen der reichliche Personenkult, der auf der anderen Seite um den so sozialen Utopisten Godin betrieben wird. Büsten des Firmengründers gibt es in jeder Größe zu erwerben, seine Wohnung ist zu besichtigen und in der Nähe der ehemaligen Firma steht wohl auch ein veritables Standbild des guten Mannes. Nicht nur dem sozialreformerischen Werk gilt in Guise also ein zentrales Interesse. Auch Godins persönlicher Nachruhm ist (popstarmäßig) gesichert. Es sei ihm gegönnt...

V.

Jean-Paul Dekiss, der uns nach Amiens eingeladen hatte, leitet dort das Jules-Verne-Haus und hat es in den letzten Jahren zu einem Kleinod der Erinnerungskultur ausgebaut. Der Autor der »Reise um die Erde in 80 Tagen« hat von 1882 bis 1900 in diesem stilvollen Gebäude gewohnt, das mit seiner eher dämmrigen Atmosphäre, den dunklen Wandverkleidungen beim Besucher bestechend das Lebensgefühl jener Zeit herauf zu beschwören vermag, in der Vernes Phantasie Reisen entstanden sind. Hohes Lob an Jean-Paul für diese mit viel Liebe zum Detail ins Werk gesetzte Leistung. Ein Rundgang durch das Haus, die eiserne Wendeltreppe hinauf, ist gleichzeitig das Hineintauchen in eine vergangene Epoche: ein Zeitalter der Entdeckungen, Expeditionen, der industriellen Revolution – Aufbruchsstimmung allenthalben, die auch Verne und seinen Verleger beflügelt. Jules Vernes Popularität beruht nicht zuletzt darauf, dass sein Verleger die Bücher nach modernen PR- und Vermarktungsmethoden in den Handel brachte: verschiedene Editionen für unterschiedliche Altersgruppen, je nach Ausstattung auch in verschiedenen Preiskategorien. Hier wurde sensibel auf Angebot und Nachfrage reagiert. Was heutige Buchfabriken betreiben, hat Vernes Verleger vorgemacht: wenn auch in einem ungleich romantischerem Ambiente. So will es mir aus heutiger Sicht jedenfalls erscheinen. Und so ging Jules Verne als Abenteuer- und Zukunftsschriftsteller in die Literatur ein.

Wie stolz und froh war ich darüber, in dieser ganz besonderen Atmosphäre – eingebettet in die Fabulierkunst von Jules Verne – während einer Lesung einige meiner Gedichte vorstellen zu können. Und das nicht nur auf Deutsch, sondern ebenso in französischer wie auch in pikardischer Übersetzung, der dortigen Regionalsprache. Beim Essen am Abend zuvor – in einem niveaureichen Restaurant nahe am Wasser – diskutierten Gilbert Desmées und ich die französische Fassung, ob Wort und Sinn durch die Übertragung erhalten geblieben waren. Eine schöne Erfahrung. Während der Lesung selbst im oberen Geschoss des Jules-Verne-Hauses genoss ich besonders die ruhige, doch gleichwohl

genau modulierende Art, mit der Gilbert Desmées meine Verse sprach. Ein ganz eigenes, seltenes Erlebnis für mich. Schon allein dafür hätte sich die Reise gelohnt.

Ausklang

Mal nichts Zermürbendes

I.
Ich les in Bottrop
Von all meinen Gestalten

Vom Kleinen
Der blau die Wirtin liebt
Und von dem, den jeder grüßt
Nur, um ihn loszuwerden
Auch von Wolf Hasso lese ich
Der sich schlagen lässt
Nur, damit die anderen
Sich für ihn prügeln
Und von dem
Der sich schlagen lässt
Nur, um dazu zu gehören

Da fragt mich eine Frau
Warum ich das schreibe
Immer nur von extremen Typen
Und nicht mal so was wie über sie
Über was Normales
– wohl mal nichts Zermürbendes

Und dann diskutiert sie mit den anderen
Und ist klug
Und ist vernünftig
Und man kann eigentlich
Gar nichts gegen sie sagen

Ich will mittun
Alles kritisch durchleuchten
160

Für alles einsichtig Verständnis haben
Den Weg wissen
Halt finden
Probleme lösen
Doch ich bleibe still
Und wäre gern bei meinen Gestalten:
Herbert, der unbeirrt seinen Pokal bewacht
Jonas, dem alle Rechenkünste nix helfen
Und jener junge Witwer
Der nach fremden Händen greift
Und das peinliche Schweigen genießt
Das entsteht
Danach

II.
Von allem gibt es hier zu viel
Zwischen Bahndamm und Häuserzeile

Scheint die Sonne
Scheint sie zu grell
Grauer Himmel dauert
Manchmal wochenlang
Regen fällt stets in
Schweren kalten Tropfen
Die Menschen können nicht
Miteinander reden
Ohne hektisch
Mit den Händen zu fuchteln
Und im Museum gibt es einen
Der schlägt rohe Eier
Über ausgebreiteten Zeitungen auf

Wem das alles noch zu wenig ist
Der passt hierher

Nachwort

Scheiternde Helden, flackernde Bilder. Streifzüge durch das Œuvre von Werner Streletz

Seit der romantischen Kunstkritik gehört es zum Selbstverständnis des Rezensenten, sich bei aller gebotenen Distanz auch dem Gegenstand anzuverwandeln, um ihn so besser verstehen und interessanter darstellen zu können. Darüber sind manche selbst ins literarische Schreiben geraten (wenn nicht schon vorher), und eine solch beidäugige Begabung hat zweifellos auch Werner Streletz ausgebildet, der als Kulturredakteur, aber auch in vielen unterschiedlichen Kunstgattungen aktiv geworden ist. Seit Ende der 60er Jahre schreibt er Gedichte sowie später Kurz- und Langprosa, aber auch Hörspiele, Dramentexte und Essays runden seine Textlandschaften ab. Vielleicht könnte man ihn als Gesamtkunstwerker bezeichnen (die Blues-Musik zu seinen Lesungen macht er allerdings nicht selbst). Der Verbund der literarischen Gattungen ist bei ihm kein selbstgenügsames Spiel, sondern bezieht sich auf Wirklichkeit und will sie formen: Kunst ist für Streletz gesellschaftliche Teilhabe, sie ist soziale Praxis – was sich an seinen Figuren, die im Scheitern trainiert sind, aber auch an den Textformen erkennen lässt.

Das sagt sich so leicht und so allgemein, ist aber hier in allen möglichen Varianten zu bestimmen, die weit über einen geläufigen Realismus hinausgehen. Wenn Karl Krolow über den jungen Werner Streletz schrieb, es gebe bei ihm »kurze Augenblicke wie ein Erschrecken, wie ein Bescheidwissen«, ist damit ein wichtiges Motiv benannt, das sich als Existenzial durch alle Gattungen zieht. Die vorliegende Übersicht, die Texte aus über 40 Jahren präsentiert, gibt davon einen Eindruck – und auch von den zahlreichen Anknüpfungspunkten an die Gegenwartslitera-

tur oder an entferntere Vorbilder, die man dort finden kann.

Bereits an der Formensprache seiner Lyrik wird dies deutlich. Mit den Momentaufnahmen, glimpses und snapshots, die an der amerikanischen Moderne orientiert sind, geht Streletz schon früh souverän um, ohne später die Frische einzubüßen. Die Zeilensprünge und Satzschnitte, jenes cut-up, das Rolf-Dieter Brinkmann von William Burroughs in die deutschsprachige Literatur brachte, trennt gewohnte Zusammenhänge und stiftet dafür neue, die im reinen Moment entstehen. Bei aller melancholischen Stimmung wird dadurch Gewöhnung und falsche Sicherheit verhindert – es ist dann möglich, bisweilen absurde Pointen zu setzen, Überraschungen parat zu halten, die fast humoristisch manche Katastrophe abfedern oder eine Atmosphäre des Gerade-eben-noch-Davonkommens verbreiten können (und sei es auch nur in der Imagination, wie in *Holster*). Erkennbar spielt auch Peter Handke hinein mit seinen Alltagsepiphanien, Bildern, die den einfachen Blick ins Stocken geraten lassen und abbremsen – das beweist das eigentümliche, lebhaft, aber auch leidenschaftlich verzweifelte Bild, das Werner Streletz in seinem Gedicht *Trommeln* gezeichnet hat. Das Bild des Trommlers zeigt ihn, wie er einer Katastrophe inne wird, sich ihrer vergewissert, sie aber auch bewältigen kann. Es ist auch das Papierweiß, mit dem hier die Wörter des Gedichts herausgearbeitet werden – wie herausgeschnitten und aufgeklebt erscheinen die Gedichtzeilen, in denen Wörter geradezu skulpturiert werden. Der Effekt wird hier nicht auf eine Technik reduziert, sondern mit Leben aufgeladen. Gefordert ist damit auch der Leser, der nicht bloß passiver Konsument bleibt: Er hat eine Menge hinzuzutun, schon insofern als dass sich das Gedicht der schnellen Aufnahme verweigert und abgebremst erscheint.

Und in dieser Weise nimmt Streletz seine (Anti-) Helden persönlich – nicht auf rührselige Weise, vielmehr gibt er

ihnen in diesen hartkantigen Bildern, gedehnten Augenblicken und pointierten Momenten reine Kontur. Das Personal seiner Lyrik kommt fast immer aus bescheidenen (und bisweilen auch, wie man heute sagen würde: prekären) Verhältnissen, und wo nicht, befördern sie sich eben hinein. Beteiligt ist daran auch die jeweilige Kommunikationssituation, die entweder alltäglich-absurd oder auch mal mit kafkaeskem Einschlag in der bedrohlichen Variante gelagert ist («Und der Mann an der Raupe / Las über Lautsprecher einen Text / Bei dem nach jedem Satz / Eine Festnahme fällig war«).

Identitätsfragen, die viel mehr zu zweifeln als zu behaupten geben, werden gestellt mit Außenseitern, die manchmal auch psychische Schräglage haben. Literarisch sind sie von den Künstlerfiguren Poes, der Surrealisten oder Bukowskis inspiriert und werden in tristen Gegenwartsverhältnissen aktualisiert, denen die Künstlerfigur noch Interessantes abgewinnen will. Und dann kann er auch als Würstchenverkäufer, als poète maudit oder Bohémien auftreten – wenn dieser in dem Prosastück *Grillen* seine verlorene Position bedenkt und vergessene Verse machen oder einem König als Hofnarr damit dienen möchte. Lyrik ist hier aber keine Selbstaussprache des poetischen Herzens mehr (wie Hegel für lange Zeit maßgeblich festgestellt hatte), vielmehr steht ein Ich inmitten der Prosa der Verhältnisse und sucht seine Abgrenzung nach draußen. Oder nach innen: Das Ich wandert in das Selbst aus, steht sich dort gegenüber, um sich aus der eigenen Fremde neu anzusehen, nämlich »In der Hoffnung / Dort nichts Bekanntem zu begegnen« (*Ohne Worte*).

Die Ortschaften der Gedichte bleiben merkwürdig unbestimmt, jedenfalls werden keine geografischen Anhaltspunkte gegeben. Offensichtlich aber bevorzugt Streletz bestimmte Räume wie die Kneipe/Theke oder die Straße, die einen locus normalis (keinen amoenus) darstellen. Wenn man von Landschaften reden kann, dann sind es

städtische oder industrielle, als Setting werden Häuserarchitekturen bevorzugt. Treppenhäuser, Wand-an-Wand-Situationen wie in *Lauscher*, Keller oder verborgene Hinterräume, aus denen es riecht, ein Hotel, eine Kaserne, Kneipen – das sind solche geschlossenen Räume, Orte, die oft irgendwie steckengeblieben, aufgegeben oder verfallsgeweiht sind. Sie stehen den offenen oder öffentlichen gegenüber: Irgendein Jahrmarkt, eine Kirmes oder eine Straße wird sich finden. Mit der verknüpften, gleichwohl stilisierten Raumbehandlung, in denen Details sprachlich blitzschnell herangezogen und Zusammenhänge getrennt werden können, löst Streletz ein Versprechen von Literatur überhaupt ein und macht eine ihrer Optionen wahr: den Moment herauszuarbeiten, zu pointieren, ihn (her)auszustellen, um eine alternative Sicht auf die Alltagsperspektive zu geben. Der Leser wird die nächste Kneipe, die nächste Straßenecke oder Kreuzung nach der Gedichtlektüre anders betreten als zuvor, man wird die Beteiligten neu betrachten und deren Rhythmus finden wollen.

Räume können symbolisch ausgestattet werden, vor allem aber sollen sie bei Streletz Begegnungen, Standardsituationen zwischen Menschen ermöglichen. Es findet sich auch insofern ein theatrales Element in der Lyrik, als Figuren im Raum gegeneinandergesetzt werden, die sich oft bewegen und dadurch Handlungen vollziehen, auf die eine plötzliche Sinneserfahrung und wiederum eine Einsicht folgen. Freilich selten eine Botschaft, schon gar keine moralische – eher Wahrnehmungsrezepte zum Weiterleben, die die Lesenden jedoch sehr aktiv mitdenken müssen. Das Paradoxe öffnet diesen Möglichkeitsraum: Aus Lähmungserscheinungen, von denen das lyrische Ich im gleichnamigen Gedicht hört, wird eine »erste Hoffnung« (21) – und auch sonst durchzieht manches *memento mori* die poetischen Landschaften Streletz', woraus allein sich noch ein kreativer Funke schlagen lässt. Beerdigungen und Hochzeiten liegen eng zusammen.

Erinnerungsarbeiten und Gedächtnisbildung leisten bei Streletz alle Literaturgattungen – um die durchfahrenen Vergangenheiten an Gegenwart und noch offene Zukünfte zu binden. Nicht selten spielt ein nationalsozialistischer, immer sumpfig und autoritär gezeichneter Hintergrund bei den betroffenen Figuren mit hinein, welcher hart mit den Ansprüchen der Gegenwart kontrastiert und als anachronistisch ausgewiesen wird. So ist von einem mysteriösen Geruch die Rede, der vielleicht von dem modernden Schädel eines Nazi-Widerstandskämpfers herrührt, den die Tante geborgen hat (*Der Fund*). Wenn hier die Generationen noch solidarisch sind, breitet sich sonst eine tiefe Kluft zwischen ihnen aus – darin äußert sich dann ein Protest gegen die Lasten der Geschichte, die bis in die Gegenwart reichen. Dort allerdings kommt es nicht wirklich zur Versöhnung – die Blues- und Rockimprovisationsband, von der Streletz in seinem autobiographischen Essay *Der letzte Tag oder Roll over Beethoven* erzählt, heißt ‚Die Henker‘. Doch deren Protest erstickt im Desinteresse des Publikums, auch zu einem Jubiläumsschultreffen Jahrzehnte später kommt es nicht mehr.

Vergangenheit, deren fatale Wirkung bis in die Gegenwart reicht, ist auch Thema in der Geschichte *Mankurt* (1996/Hörspielfassung 2001), wo es um einen Lehrer geht, der aus dem Geist der Nazizeit Terror auf Schüler ausübt und ihnen im Falle fortgesetzten Ungehorsams ein Mankurt, eine chinesische Foltermaske, ansinnt. Und erst recht erweist sich der kühne Zeiteinsatz ins Mittelalter, den Streletz mit *Volkers Lied der Nibelungen* (2011) unternommen hat, als Versuch, dem Alptraum der Geschichte zu entkommen und die Reset-Taste zu drücken. Die HeldInnen von einst sind keine mehr – aus dem ganzen Walhall des Epos haben es nur drei Figuren bis in die Jetztzeit geschafft, und wir lernen die verhängnissehnsüchtigen Hauptfiguren als ganz normale Zeitgenossen unserer Geschäftswelt kennen. Ihre Sprache müssen Sie erst noch

finden: »Tja«, »So war das«, lauten ihre ratlosen Lakonismen, mit denen sie im Gestus des epischen Theaters den Rückblick einleiten. Dem immer gleichen Fahrplan der Untergangsgeschichte mit allen erotischen Abenteuern, Mord und Totschlag hält der Spielmann Volker, im Epos eher eine Randfigur und nun als Künstler im Mittelpunkt stehend, seinen Glauben entgegen: »Wäre es nicht schön / wenn eine einzige Melodie / alle Panzer dieser Welt funktionsunfähig machen würde?« Und springt aus seinen Fesseln, will zurück nach Alzey, um dort als Musikunterhalter, Stimmungsmacher und in sich zufriedener Orpheus tätig zu werden. Es ist die Praxis des rohen Theaters, das hier abgeschminkt wird in radikaler Besinnung auf seine Mittel. Auch wenn irgendwann Volkers Saiten schließlich eine nach der anderen reißen: Bis der Mythos zu Ende gebracht sein wird, bleibt noch vieles zu singen und zu sagen. Von Problemfiguren in Geschichte und Gegenwart, von Schiefgebauten, Berufs- und Milieuwechslern oder gar nicht erst Hochgekommenen wimmelt es in Streletz' Dichtung, und es sind die Abseitsfiguren, die für ihn das ästhetische Surplus bieten. Ein Beispiel dafür ist Eisenmann aus der Kurzgeschichtensammlung dieses Titels (1996), der einen Unfall verschuldet und längst alle Bestrafung gegen sich selbst gewendet hat, um schließlich ein ganz normales Angestelltendasein als Bürobote in einer Fabrik zu fristen; ein anderes Beispiel ist Jokisch, der Mathelehrer und Biologieexperte, dem die Kraft abhanden gekommen ist, »auch den Rest seines Lebens zu durchstehen«, und der seinem Leben mit E 605 ein Ende setzt (*Florian*). Noch ein Beispiel ist die Dichterfigur Edgar Allan Poe, den Streletz als Vorbild in diesem Gedicht adressiert, der sich von allem Gesellschaftlichen abgesetzt hat und nicht einmal mehr zum nächtlichen Spaziergang aufgelegt ist (»nevermore«). Und so wie Nibelungens Volker als Künstler die Hauptfigur ist, so ist unübersehbar, dass auch in den Romanen immer wieder übers Dichten selbst reflektiert wird, auch

über die Rolle des Dichters.

Dafür ist der Roman *Pokalkampf* (2009) nur ein Beispiel – wo es aber nicht um Fußball geht, sondern um einen wörtlich gemeinten Pokal von adliger Provenienz, der im Heimatmuseum einer Stadt im Ruhrgebiet aufbewahrt ist und von Herbert Brozio behütet wird. Es geht dort um Entwicklungsmöglichkeiten des Einzelnen in den beengenden 1950er und 60er Jahren, aus denen eigentlich nur die kunstmäßige Wahrnehmung Befreiung verspricht. Die Hauptfigur erzählt von einer Katastrophe, deren Entstehung dann im langen Bogen analytisch aufgerollt wird. Das ästhetische Leitbild und Objekt der Begierde ist hier der Pokal, der umgeben ist von jenen Preziosen, die Spielgegenstand des Kindes sind – und damit auch als Sinnbild für Kunst, Theaterspiel und Literatur steht. An Kleinkunstobjekten schult Herbert seine Wahrnehmung, lässt seine Augen daran entlang gleiten und erwirbt einen ästhetischen Blick, der ihn auch empfänglich macht für das Theatertreiben, in das er sich mit seinem eifernden Kompagnon Sam hineinsteigert, um für die Bretter, die »bekanntlich die Welt bedeuten«, tauglich zu werden. Solche Ambitionen, aber auch deren Tücken kennt Streletz zur Genüge aus der Theaterpraxis, und er flechtet diese Reflexionen ganz unangestrengt in die Dialoge ein.

Der Pokal, den Herbert mit seinem Engagement auf der Provinzbühne erringt, wird zum Wegweiser für den größeren Museumspokal, um den es schließlich geht. Und auch dieser ist nur ein Zeichen, nämlich dafür, dass Theater ins Leben übersetzt wird – wie es Herbert schließlich als Museumswärter realisiert. Das mag nicht viel sein, aber es ist nach allen Verwerfungen und einem folgenreichen kriminellen Versuch ein Alltag geworden, den er nicht ohne Stolz und Würde lebt. Mehr noch: Er wird selbst zum Wahrnehmungskünstler, der seine Träume gegen alle Widrigkeiten erhält. Leitthema bleibt damit, die Chancen von Kunst und ästhetischer Wahrnehmung überhaupt auszulo-

ten, ja sie zu behaupten und dem Leben abzutrotzen – eine Standortbestimmung inmitten von ziemlich rauen Bedingungen.

Es sind in Streletz' Romanen soziale Abhängigkeiten, von denen die Protagonisten gesteuert werden, ohne dass man immer wüsste, wer wen steuert. »Ich bin für euch wohl nur noch eine Maschine«, heißt es in *Pokalkampf* einmal: Menschen benutzen Menschen für ihre Zwecke in höchst fragilen, jederzeit kündbaren, vor keiner bösen Überraschung gesicherten Verhältnissen. Die Figuren können ihre Positionen wechseln, sie können rotieren in der Dynamik des Wirtschaftslebens. Damit hängt der Wunsch einiger Romanfiguren zusammen, das Milieu zu wechseln, die Grenzen zu überspringen – und zugleich daran zu scheitern. Der Roman *Kiosk kaputt* zum Beispiel (für den Streletz 2008 den Literaturpreis Ruhr erhielt) ist eine Geschichte von mehreren Irrtümern und offenen Rechnungen zwischen dem Brüderpaar Peter und Paul Dani, die ihren Kiosk mühevoll bewirtschaften, und Wolf Hasso, der das Milieu gewechselt hat, zum Betriebswirt aufgestiegen ist und nun in seinen Heimatort zurückkommt. Dabei vertreibt er im Interesse seiner Firma, die sich dort ansiedeln und Wirtschaftsfördermittel abgreifen will, seine Exkumpanen von ihrem Standort, um ihnen einen Platz in der noch trostloseren Peripherie anzubieten. Ein Sprung Paul Danis von der Brücke in den Fluss, den er auf ein unbeabsichtigtes, aber fatales Kommando von Wolf Hasso wagte und der ihn fast tödlich verunglücken ließ, hatte bereits in der gemeinsamen Jugend den Vertrauensbruch ausgelöst. Gegenseitige Verdächtigungen münden auch bei den Erwachsenen in die Katastrophe – dargestellt in einem action-cineastischen Zweikampf, bei dem Paul Dani schließlich von einer Fabrikplattform stürzt.

Spannend gestaltet Streletz auch das Spiel mit der wiederum fatalen Mechanik – die Handlung schraubt sich unausweichlich in das Ende hinein, alle Zufälle wenden sich

gegen einen günstigen Verlauf, Irrtümer und Fehlkommunikation tun das ihre hinzu. Auch *Robbau* (2013) ist, wie *Kiosk kaputt*, ein Heimkehrerroman, der die Zeiten überbrückt: Johny, im Ruhrgebiet aufgewachsen, ist nach Köln gegangen wegen eines Jobs – und kehrt aus guten Gründen nach seiner Haft (er ist eifersuchtskriminell geworden) zurück. Die Heimat ist ihm fremd geworden, er schließt sich einem Bautrupp an, mit dem er in mehr oder weniger spannungsvolle Beziehung tritt und gerne über den Durst trinkt. Mit einer Unbekannten namens Bea entwickelt sich eine einigermaßen hoffnungsvolle Liebesgeschichte, die wieder durch Missverständnisse getrübt wird. Dazu gesellt sich ein alter Antiquar, der Johny Kontakt zur Bücherwelt eröffnet. Diese Bücher sind es, aber auch die Geschichte mit Bea, die Johny kleine Fluchten aus dem Berufsalltag ins Private ermöglichen sollen. Als sich die dritte Katastrophe ereignet, ist das eine zuviel: »Ein Endspiel ist zu Ende«, heißt es lakonisch, und so ist tatsächlich das ganze Buch zu lesen: Im Geiste des Endspielers Beckett, in existenzieller Verlorenheit stehen die Romanfiguren bei Streletz allesamt da, aber Johny ist vielleicht der Hoffnungsloseste unter ihnen.

Ist solche Literatur regional gebunden, da sie offenbar im Ruhrgebiet verwurzelt ist? Es geht doch wohl um mehr als das Revier, das ohne jede Nostalgie und auch alles andere als einladend oder aufdringlich-idyllisch gegeben wird. Manchmal scheinen idiomatische Wendungen durch, aber all das sehr dezent. Gestützt wird ein gewisses Lokalkolorit noch durch Denk- und Handlungsweisen der Figuren, ihre direkte, lakonische, unverblümete Art – aber all diese Dinge könnten sich anderswo abspielen, bewusst werden nur sehr wenige Orte benannt.

Dies sichert den Texten umso mehr ihre allgemeine, repräsentative Aussagekraft, die das private Unvermögen der Figuren mit einem regionalen Dilemma, aber auch viel weiter reichenden Umgebungen verbindet. Die Arbeitswel-

ten der Romane sind von einer postindustriellen Gesellschaft geprägt, in der nach der Diagnose von Daniel Bell die Maschinenarbeit und Industrieproduktion gegenüber Wissensverteilungen und Dienstleistungen zurücktreten. In dieser neuen Informationsgesellschaft aber sind Herbert Brozio, die Dani-Brüder oder Johnny noch nicht angekommen. Der Aufsteiger Hasso versucht es wohl, er ist einer jener smarten, flexiblen Typen, die das neue Ökonomen-spiel verstanden haben: Es geht – wie Jeremy Rifkin in seiner sozialökonomischen Studie *Access* (2000) gezeigt hat – nunmehr um Zugänge zu Netzwerken, um die Möglichkeit, Markennamen aufzubauen und Lizenzen zu vergeben, um damit an Geldkreisläufen teilzuhaben. Schwere Industrie, Produktionsmittel oder Arbeiter sind in diesem Modell eher eine Belastung, die man auslagert. Gegen solche Konzepte wirken die anderen Romanfiguren wie unbewegliche Fossilien einer Industriekultur, die auf Fabriken setzt und harte körperliche Arbeit in Lohn umrechnet – aber zumindest in die Erfolglosigkeit driftet. Man rackert sich ab, aber es gibt jenen Horizont nicht mehr, in dem man sich einstmals bewähren konnte – der Wechsel ist zu rapide gekommen. Hier zeigt die Gesellschaftsarchitektur jene Erosionen, die Streletz gelegentlich auch als Journalist angesprochen hat.

Die Romane haben naturgemäß mehr Platz für die Andeutungen solcher Zusammenhänge als die Gedichte, sie zeigen die Milieubedingtheit ihrer Figuren sehr deutlich. Und wenn nun alle Hoffnung dahin scheint, ist doch danach zu fragen, ob es eine solche Perspektive noch geben könnte. Sie liegt wohl am ehesten in der Sprache selbst. Streletz nutzt sie zur Aufdeckung und als aufklärendes Instrument, um Fehlentwicklungen zu zeigen. Er zeigt aber auch ihr ästhetisches Eigengewicht, und hierin traut er ihr, wiederum Handke verwandt, Wesentliches zu: »Und wie sehr verwunderte es mich immer wieder/ Welch einfache Vokabeln die Rettung bedeuteten«, heißt es in einem Aphorismus.

mus. Aber Streletz klopft auch ihre ästhetischen Stärken ab und erweist sich als Fachmann für Bilder, die in den Texten inszeniert werden – stillgestellte Bilder, die sekundenlang jeden Ablauf unterbrechen, und filmische Sequenzen. In der kurz angebundenen Syntax zeigt sich durchaus keine journalistische Mode, vielmehr werden die Gedankenketten und Gefühlslagen der Figuren damit herauspräpariert und die harten Bildschnitte durch die Knappheit der Sätze unterstützt. Er macht seine Figuren zu Experten fürs Scheitern, aber auch für Sprachexperimente, die sie immer wieder lustvoll (und neue Wörter bastelnd) unternehmen – Johnny etwa setzt Buchstaben und Wörter zusammen, die er aus Zeitungen ausgeschnitten hat. Viele Redewendungen werden in Anführungszeichen gesetzt, auch die im Ruhrgebiet geliebten Regionalismen; Sprachschablonen werden demontiert, im Wortsinne abgebaut und bisweilen mit wunderschön dekadenten Bildern (zerlaufender Käse, schimmelige Pralinen und mehr) enggeführt. In diesem geradezu klassisch modernen Sprachzweifel äußert sich auch Skepsis gegen jede verfestigte Wahrnehmung. Streletz' Formensprache ist an unterschiedlichsten Vorbildern (Bukowski, Beckett, Handke, auch wohl T.S. Eliots Langgedicht *The Waste Land*) orientiert. Und darin wird eine anspruchsvolle Verständigungsmöglichkeit über das, was uns irgendwie bekannt vorkommt, hier mit neuem Blick erzählt – eine Chance zur Selbstprüfung, die diese Literatur bietet. Die Vorbilder, die Werner Streletz als die seinen angibt, haben ihre Spuren in den von ihm betriebenen Kunstsparten hinterlassen: Leicht surreale Elemente von Max Ernst, Kurt Schwitters, André Breton oder Tristan Tzara, Edgar Allan Poes imaginationsreiche und groteske Zuspitzungen, Charles Bukowskis Hartrealismus, der die Erfahrungen und Geschehnisse seiner Figuren auf lakonische Weise pointiert, oder besagter Handke mit seinen Epiphanien – in den Verarbeitungen solcher Anregungen wird eine Vielfalt der Sprech- und Denkweisen sowie

Wahrnehmungsformen erkennbar, die eben der Lebensnähe der Figuren entspricht. Oder: Die eben ihre Pluralität zeigt, mit allen Schrulligkeiten, mit Menschlich-Allzumenschlichem nebst allem Liebenswertem, das zwischen den Konflikten offenbar wird – ein lebendiges Gedächtnis der hiesigen Kultur, das eben auch für auswärtige Leser interessant ist.

Textnachweise

Erwachen; Treibende Laternen aus: *Beispiele Beispiele* 1969 – *Innere Sicherheit; Als ich mal auf der Straße neben einer Frau; Figaros Ende* (in ruhrdeutscher Version) aus *Pittermesser* 1975 – *Der Schwächliche; Das ist der Mann; Ich fühle mich stark; Der kleine Junggeselle; Lauscher an der Wand; Kleine Autos; Der ewig Blaue; Flippern* aus: *Der ewige Säufer* 1977 – *Hochzeit* (in ruhrdeutscher Version) aus *Über einen ausser Neemstraße* 1977 – *Requiem; Erinnerunges; Garten; Mal wieder allein, natürlich; Mal nichts Zermürendes* aus: *Als Schnittwunden noch modern waren* 1984 – *Fisseln* (in ruhrdeutscher Version) aus *Wenn ich das vorher gewusst hätte* 1987 – *Guilty – Schuldig; Vorahnung; Spazieren; Auf der Kirmes* aus: *Im Hof nach Katzen suchen* 1992 – *Grillen; Der Fund; Kirmes; Eisenmann oder Geschichte einer Selbstbestrafung; Florian; Mankurt oder Die späte Rache eines Schülers* aus: *Eisenmann* 1996 – *Der meist Übersehene; Die drei Alter eines Mannes; Lähmungserscheinung; Trommeln; Hotel; Abenteuer; Ohne Worte; Holster; Letzte Strophe; Notiz aus der Familie; Wie oft; Kurt; Für E.A. Poe* aus: *Ruhestörende Stille* 2002 – *Der letzte Tag oder Roll over Beethoven* aus: *Hic, haec, hoc. Der Lehrer hat 'nen Stock* 2007 – *Industriebranche, Sprung von der Brücke* aus: *Kiosk kaputt* 2008 – *Theater in der Kneipe* aus: *Pokalkampf* 2009 – *Frostige Flächen* aus: *Wintergarten* 2011 – *Volkers Lied* aus: *Volkers Lied der Nibelungen. Eine Annäherung* 2011 – *Der Antiquar; Trinn* aus: *Rohbau* 2013.
Abenteuer II; »Ich bring mich um«; Leer; Amiens oder Die Welt der Arbeit. unveröffentlicht.

Werner Streletz, geboren 1949 in Bottrop, lebt in Bochum; Mitglied des PEN-Club und der Internationalen Autorenvereinigung *Die Kogge*; seine literarischen Arbeitsgebiete sind Lyrik, Prosa, Theater, Hörspiel und Film; Veröffentlichungen u.a.: die Romane *Kiosk kaputt* (2008) und *Pokalkampf* (2009) sowie ein *Road-Movie in Versen* mit dem Titel *Der Beifahrer* (2010) und *Volkers Lied der Nibelungen. Eine Annäherung* (2011). Zu seinem 60.Geburtstag erschien *Der Streletz-Block*, ein Schuber mit drei Büchern: *Kiosk kaputt*, *Pokalkampf* und die Novelle *Vermessen*. 2013 ist sein Roman *Robbau* veröffentlicht worden. Werner Streletz arbeitet als Schriftsteller und Kulturjournalist. Er wurde mehrfach ausgezeichnet, zuletzt wurde ihm 2008 für sein Gesamtwerk der Literaturpreis Ruhr zuerkannt.
www.wernerstreletz.de